

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 37 (1959-1960)

Heft: 8

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

No. 8

Februar 1960

Zürcher

Student

Burckhardt

Arnold

Calgari

Fux

Hilty

Hürlimann

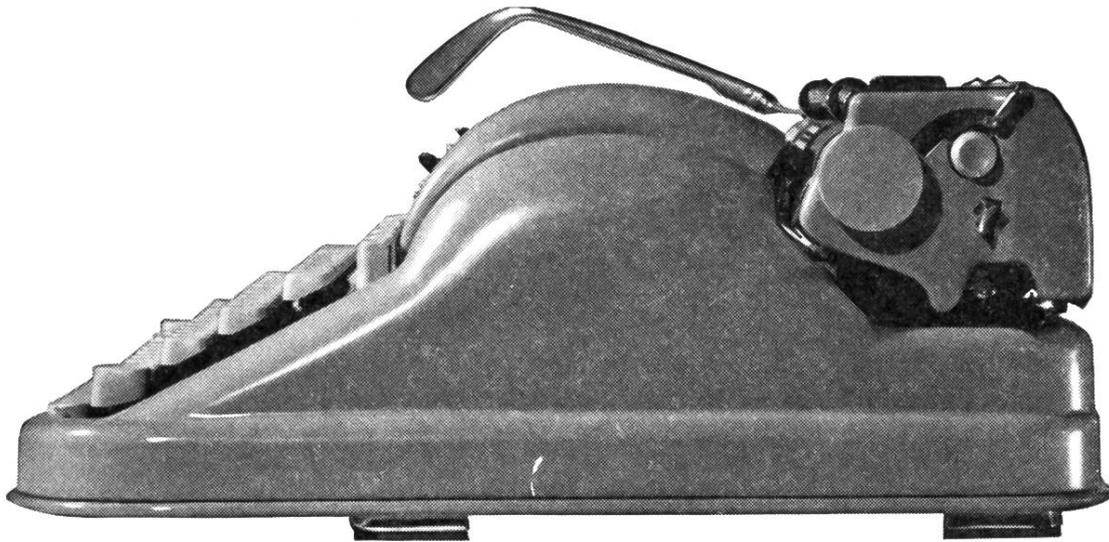
Hüschi

Poulet

Scarpi

Weber

Zermatten



HERMES 3000

Die neue HERMES-3000 revolutioniert die Technik der «grossen» Portable-Schreibmaschinen. Zum ersten Mal seit 20 Jahren erscheint ein wirklich neues Modell auf dem Markt: Die HERMES-3000. Sie ist die vollständigste der leichten Schreibmaschinen. Eine tragbare Koffermaschine mit all den Annehmlichkeiten und Vervollkommnungen, die bisher nur den modernsten Büro-Standardmaschinen vorbehalten waren. **Fr. 540.—**

Auch auf Miete, Miete mit Kaufrecht, Teilzahlung.

Baggenstos

Waisenhausstrasse 2 und Uraniastrasse 7, Zürich 1

HERMES



Das ist unser Firmasignet und zugleich das Zeichen für eine gute Bankverbindung. Unser Prinzip lautet: Rasche, zuverlässige Bedienung und verständnisvolles Eingehen auf die individuellen Bedürfnisse des Kunden.

Langjährige Erfahrungen, weitverzweigte Verbindungen und ein geschultes Personal stehen Ihnen zur Verfügung.

SCHWEIZERISCHE
BANKGESELLSCHAFT

UNION DE BANQUES SUISSES

ZÜRICH

Bahnhofstrasse 45	Tel. 25 36 60
Zürich 7-Römerhof	Tel. 34 46 34
Zürich 11-Oerlikon	Tel. 48 45 21
Zürich 3-Wiedikon	Tel. 35 76 35
Zürich 4-Albisriederplatz	Tel. 54 15 11



Wir brauen das gute, würzige

ZÜRCHER BIER

BRAUEREI A. HÜRLIMANN A/G ZÜRICH

LÖWENBRÄU ZÜRICH AG. ZÜRICH

BRAUEREI WÄDENSWIL, WEBER & CIE.

Forschung

Planung

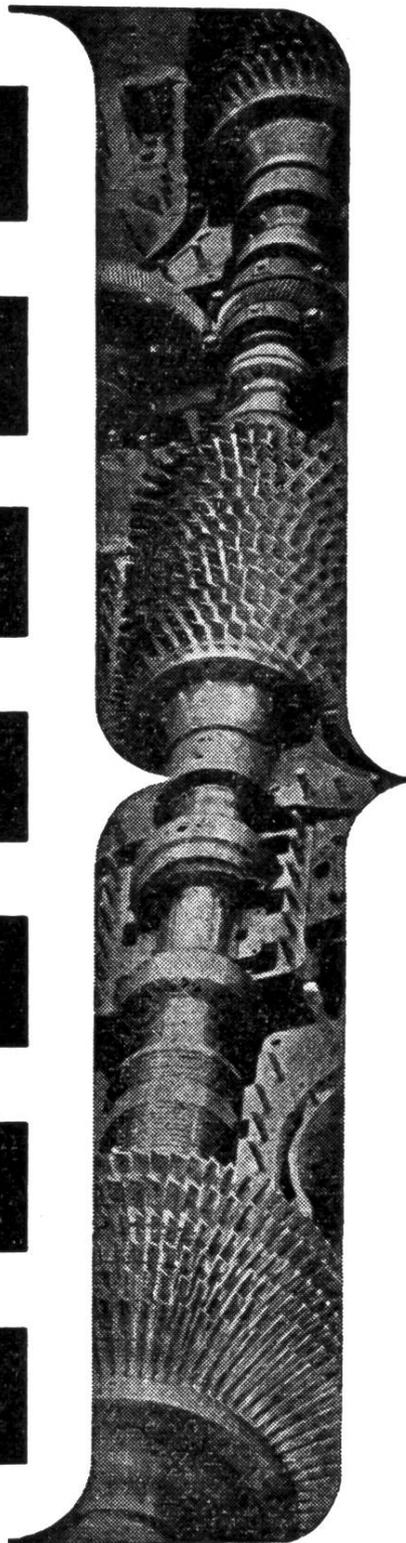
Berechnung

Konstruktion

Prüfstand

Montage

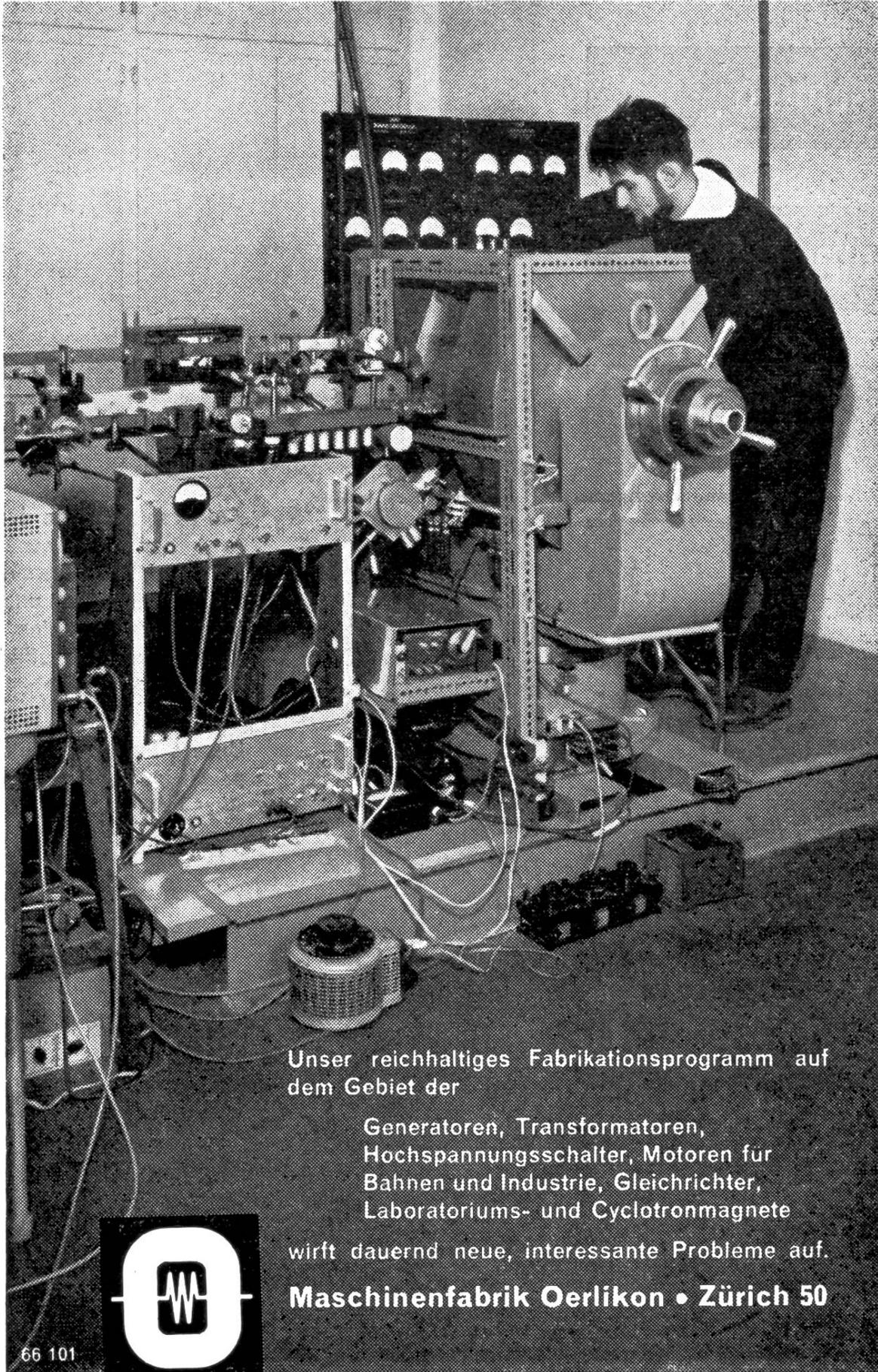
Inbetriebsetzung



Auf allen Gebieten des modernen Maschinenbaues, einschliesslich Kernenergie-technik, findet bei uns der junge Ingenieur eine vielseitige und ausbaufähige Tätigkeit.

Unsere Personalabteilung erteilt jederzeit gerne Auskunft.

SULZER



Unser reichhaltiges Fabrikationsprogramm auf dem Gebiet der

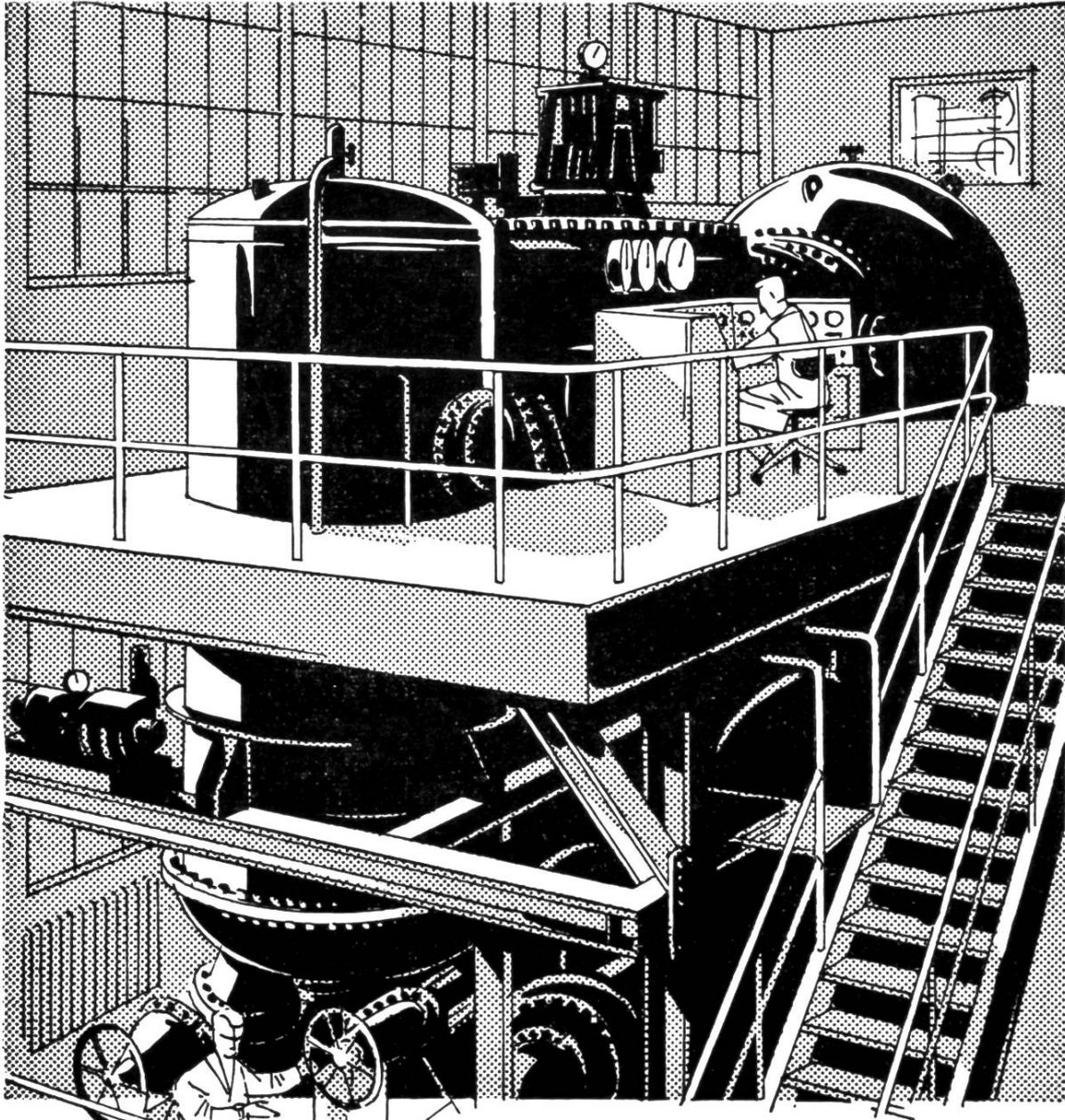
Generatoren, Transformatoren,
Hochspannungsschalter, Motoren für
Bahnen und Industrie, Gleichrichter,
Laboratoriums- und Cyclotronmagnete

wirft dauernd neue, interessante Probleme auf.

Maschinenfabrik Oerlikon • Zürich 50



66 101



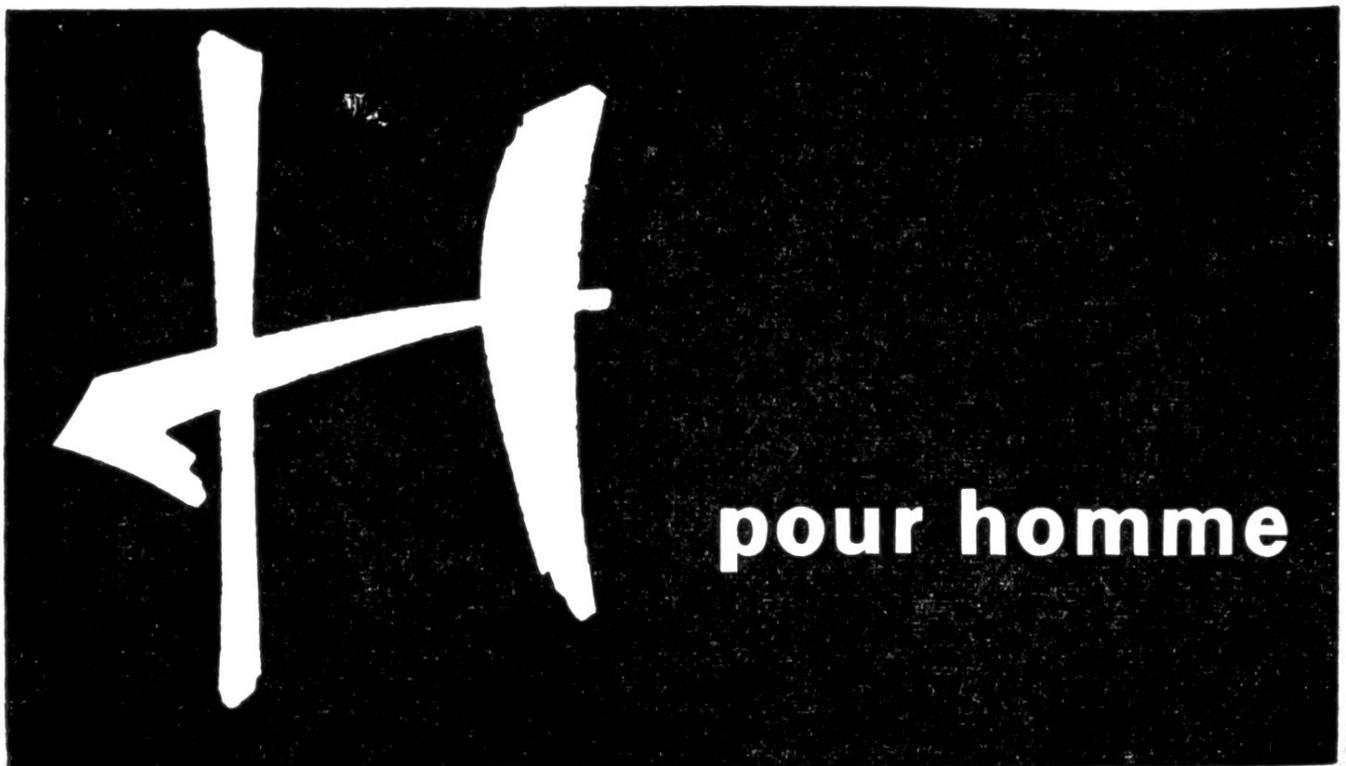
Turbomaschinen

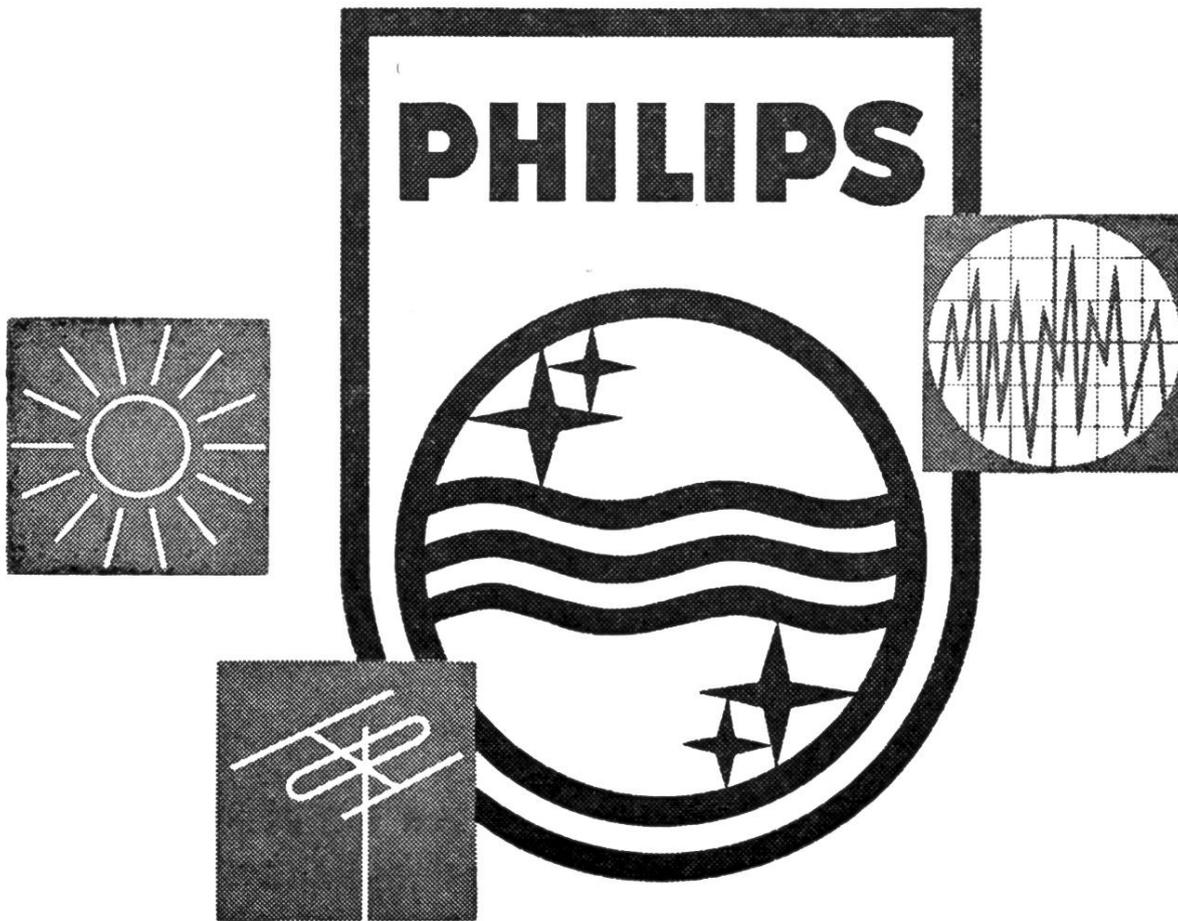
jeder Bauweise und für alle Arbeitsmedien bilden den grössten Teil unseres weitgespannten Fabrikationsprogrammes. Die Konstruktion dieser Maschinen stützt sich auf die jahrzehntelange Erfahrung eines auf der Höhe der technischen Entwicklung stehenden Ingenieur-Stabes, sowie auf die Resultate einer zielbewussten, in der eigenen Versuchsstation geleisteten Forschungsarbeit. Auf der glücklichen Vereinigung von Praxis und Theorie beruhen die Erfolge unseres Hauses in der ganzen Welt.

ESCHER WYSS



**Sämtliche
Toiletten-Artikel
für den
Mann der Tat**





Philips für Licht, Ton und Bild

Abteilung Apparate:
Radioapparate, Autoradios
Televisions-Empfänger
Hi-Fi- und Stereo-Anlagen
Tonbandgeräte, Portable-
Apparate, Grammo-Artikel

Abteilung Schallplatten:
Marken Philips und Fontana

Abteilung Kleinapparate:
Trockenrasierapparate
Philishave und Ladyshave
Kaffeemühlen

Abteilung Glühlampen:
Tageslichtlampen, normale
Beleuchtungslampen
Autolampen, Photolampen
Projektionslampen
Skalabeleuchtungslampen
Verspiegelte Lampen

Abteilung Philips:
Quecksilber-Leuchtstoff-
lampen, Quecksilber-
lampen, Natriumlampen
Fluoreszenzlampen
Infrarot-Trockenstrahler
Mischlichtlampen
Vorschaltgeräte, Starter
Fassungen, Leuchten
Blau-aktinische Lampen
Kino-Apparate

Abteilung Spezialprodukte:
Diamantziehsteine
Bakelit- und Plastikartikel

Abteilung Chemie:
Pharmazeutisch-Chemische
Produkte der N. V.
Philips-Duphar, Isotopen
Vitamin-Konzentrate

Abteilung Electronica:
Elektronenröhren
Halbleiter, Senderöhren

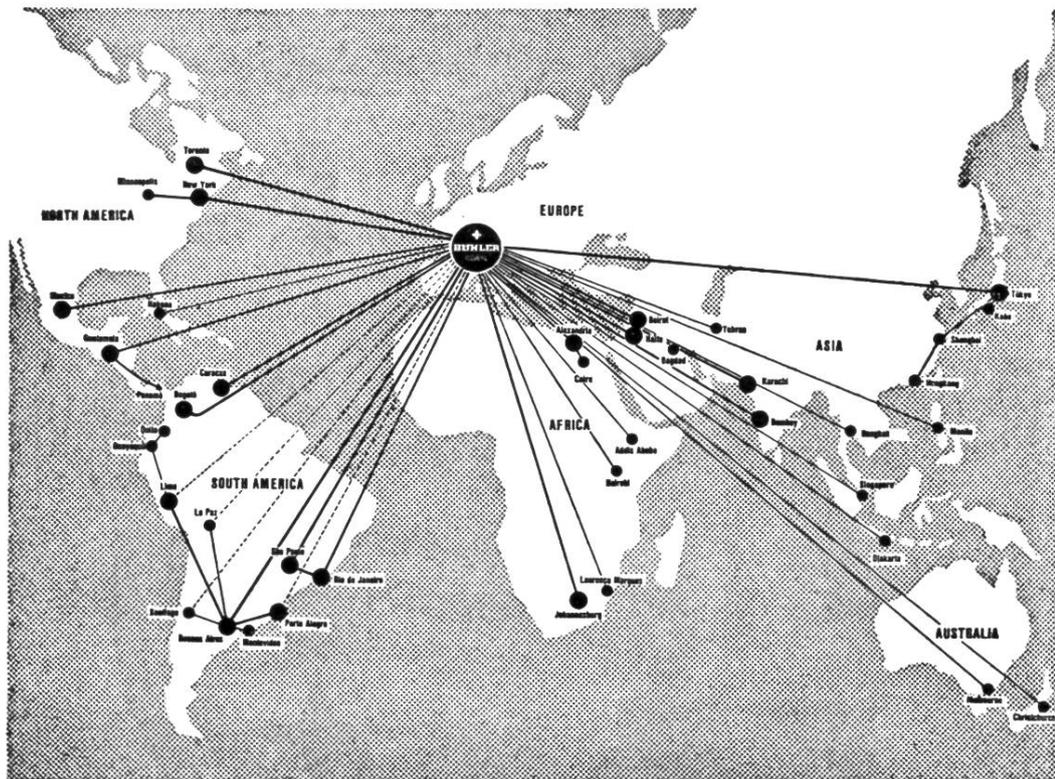
Abteilung Industrie:
Elektronische Apparate
Wellenmesser
Messgeräte, Regelapparate
Materialprüfgeräte

**Abteilung
Telecommunication:**
Telephonie
Telegraphie, Sende- und
Empfangsanlagen
Professionelle Messgeräte
Elektroakustik
Fernsehanlagen für
industrielle und
wissenschaftliche Zwecke
Lautsprecheranlagen

**Abteilung Röntgen und
medizinische Apparate:**
Röntgendiagnostikanlagen
Apparate für die
medizinische Forschung

Philips AG Zürich 27
Tel. (051) 25 86 10 / 27 04 91
Hauptsitz Edenstrasse 20





Unser vielseitiges Fabrikationsprogramm bietet jungen Ingenieuren interessante Entwicklungsmöglichkeiten

Mühlenbau - Spezialmüllerei - Futterwarenindustrie - Oelindustrie - Silo- und Speicherbau - Pneumatische und mechanische Transportanlagen - Teigwarenfabriken - Brauereien - Schokoladenfabriken - Farbenfabriken und Müllverwertungsanlagen - Spezialmaschinen für Druckguss, Plastic und Zeitungsdruck

Betriebseigene Weltverkaufsorganisation - 19 Allianzhäuser und 48 Vertretungen mit über 500 Mitarbeitern - Personalbestand in Uzwil: rund 2000 Personen.

Interessenten senden wir gerne orientierende Druckschriften, Prospekte, Hauszeitungen usw.



Gebrüder Bühler • Maschinenfabriken • Uzwil (St. Gallen)



Waffen - Glaser

Zürich Löwenstrasse 42

Gr. Spezialgeschäft Tel. 23 58 25



«Kennen Sie den Unterschied zwischen ...?»



„Schweigen Sie!“
„Ich meine nur den zwischen
RIVELLA und anderen
Getränken.“ Ja natürlich!
Da unten stehts:

8

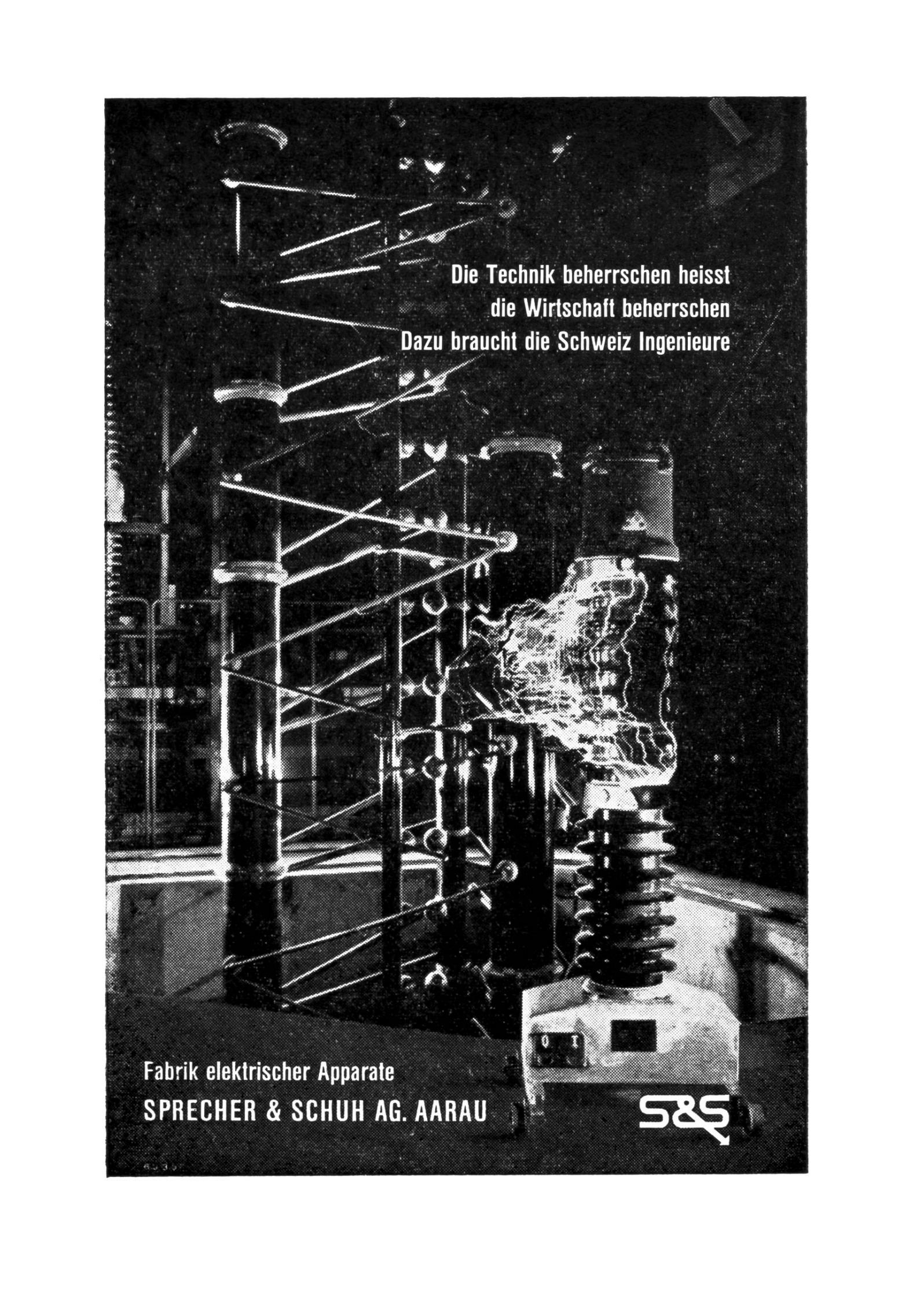
RIVELLA

ANDERS ALS ALLE ANDERN

TABAK

Schrämli
das alte gute
Spezialgeschäft
beim Poly

Wer
Bücher
liest
weiss
mehr



Die Technik beherrschen heisst
die Wirtschaft beherrschen
Dazu braucht die Schweiz Ingenieure

Fabrik elektrischer Apparate
SPRECHER & SCHUH AG. AARAU

S&S

Wer zeichnet — kennt Racher

Im Herzen der Altstadt, mitten in
Zürichs Künstlerquartier, an der
Marktgasse 12 (beim Rathaus),
finden Sie die grösste Auswahl an
Zeichen- und Malmaterial

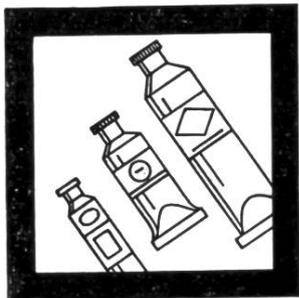
Reissbretter
Winkel
Reisschienen
Zeichenpapiere



Reisszeuge
Rechenschieber
Zeichen-
Maschinen
Schablonen



Farben, Papiere
und Pinsel
für alle
Mal-Techniken



Racher

& CO. AG. MARKTGASSE 12
ZÜRICH 1 TEL. (051) 24 66 55

Auch
Bücher
machen
Leute

studenten bibliothek

deutsch	romane
english	novellen
français	essais
italiano	theater

zeitschriften
alle neuigkeiten

katalog:
zentralbibliothek
zähringerplatz 6



Tuch AG

Herren- und Knabenkleider

Das Geheimnis unserer günstigen Preise:

**eigene Stoff-Fabrikation
eigene Kleider-Verarbeitung
eigene Verkaufsgeschäfte**

Zürich, Sihlstrasse 43

Zürich-Oerlikon, Schulstrasse 37

St. Gallen, Speisergasse 2

Viele Raucher
stellen jetzt um auf
OPALIN-Cigarillos,
weil diese ein bekömm-
licheres Rauchen ohne
Inhalieren ermöglichen.
10 Cigarillos Fr. 1.—

OPALIN
Cigarillos

Voranzeige

In der ersten Nummer des Sommersemesters lassen wir ausländische Kommilitonen über ihre Eindrücke sprechen, die sie bei ihrem Studienaufenthalt in Zürich empfangen haben. Beiträge sind zu senden an die Redaktion des «Zürcher Student».

Redaktionsschluss 31. März.

Redaktion:

Klaus Neff
Leonardo Fasciati
Hans von Werra
Franz Knoll
Hans-Jörg Bischof

Druck und Versand:

Müller, Werder & Co. AG,
Wolfbachstrasse 19, Zürich 32
Telephon 32 35 27

Inserate:

Dr. H. Dütsch, Bahnhofstr. 37,
Zürich 1, Tel. (051) 23 83 83

Preise:

Einzelnummer Fr. 1.—
Sondernummer Fr. 1.50
Jahresabonnement Fr. 7.50

Zuschriften sind an die Redaktion, Dr. Faustgasse 9, Zürich 6, zu richten. Telephon 34 36 82

Zürcher Student

37. Jahrgang / Nummer 8

Was erwarten wir?

Dem Wunsch vieler zu genügen, ist schwer, sonderlich wenn die Interessensgebiete in manchem Punkte sich in diametraler Art gegenüberstehen. Es ist wohl wenigen Kindern unserer Zeit gegeben, ihre Welt, die sie meist in unmütterlichen Armen wiegt, in einer Synthese zu erfassen. Das drückende Erbe von Jahrhunderten würdig zu tragen ist unsere kleinste Last, allein dieses Erbe in unsere Zeit gleiten zu lassen, in eine Zeit, die wir beherrschen sollten, die aber mehr und mehr uns zu beherrschen droht, ist eine Aufgabe, die unsern Mut ersticken will.

Was das letzte Jahrhundert uns brachte, was wir selber uns brachten, hat uns ins Schwanken gebracht. Wir stehen in einer neuen Welt, die doch immer die alte bleibt. Wir selber haben uns geändert, unsere Entdeckungen werfen ein neues Licht auf unsere Umgebung; oder werfen sie es nicht vielmehr auf uns selber?

Wir glauben nur an das was wir besitzen. Der Augenblick ist unser Gott. Dort ist unser reinstes Glück. Man sieht, man hält, man wird gehalten. Was gibt uns die Zukunft, was die Vergangenheit, wie könnten sie uns bloss erregen? Was war, ist nicht; was wird, kann uns nicht helfen; allein ans Sein kannst du dich klammern.

Ein Bewusstsein, das sich selbst nie hält, da die Zeit es hält, dies ist unsere Lage, und doch lastet auf uns die Zeit von beiden Seiten.

Wir sind ein Glied aus der Kette der Zeit, das sich selber nur sieht und vergisst, dass ein ewiges Band uns bindet, das uns nicht ausschliesst, das ein Verlangen trägt, erkannt zu werden.

Dies sind Gedanken, die jeden beschäftigen, die wir aber mit Vorliebe ins Unterbewusstsein zwingen. Es sind Probleme, die uns keinen augenblicklichen Genuss versprechen, die wir meiden, weil sie unseren Winkel nicht berühren; aber sie sind noch wach und müssen wach gehalten werden.

Eine Sensation befriedigt uns. Befriedigt sie uns, oder hetzt sie uns nicht eher von einem Augenblick in einen andern und setzt durch diese Bewegung gleichsam Schranken hinter uns — vor uns?

Wir scheinen es zu wissen, und doch erwarten wir sie auf jeder Stufe ihrer Erscheinung. Warum lesen wir? Weil wir hoffen, uns für wenige **Augenblicke** zu unterhalten. Pflanzte sich dieses Vergnügen, dieser Genuss fort? Nein. Ist dies nur beim Leser so? Wir leben, ein Tag fällt vom andern; was verbindet uns mit uns selber, mit den anderen?

Wie man liest, schreibt man. Nun, warum schreibt man? Seit jeher schrieb man und wird immer schreiben. Das Schrifttum gehört zur Zeit, ist Zeit, oder ist es überzeitlich? Finden wir dort, was uns sonst entgeht? Ich hoffe, ihr werdet auf den folgenden Seiten eine Antwort finden.

Leonardo Fasciati

Qui est-ce que la littérature contemporaine ?

J'avoue que je ne sais pas.

J'avoue même que je ne saurai jamais.

Dans dix ans, dans vingt ans, à supposer que je vive, je saurai peut-être ce qu'était la littérature d'aujourd'hui. Mais ce sera alors la littérature d'il y a dix, vingt ans, et il y aura de nouveau une littérature contemporaine, qui me sera incompréhensible.

De sorte que je pourrais formuler la loi suivante: «Il n'y a pas de **savoir** du contemporain. Le contemporain ne devient intelligible que lorsqu'il cesse d'être contemporain.»

Je pourrais même donner un degré de précision de plus à cette loi, et dire: «C'est dans la mesure où il cesse d'être contemporain, que le contemporain devient intelligible.»

Certes, il y a plus d'une façon de cesser d'être contemporain.

La plus facile est de vieillir.

Par exemple, Jules Romains ou Duhamel sont évidemment des gens qui se font vieux. On dirait même qu'ils sont installés dans la sénilité comme dans un état stable et sans mystère.

Ils sont devenus si compréhensibles qu'ils en sont un peu ennuyeux. Prenez, au contraire, un Pierre-Jean Jouve ou un Mauriac.

Ils se refusent à vieillir.

Ils gardent un peu de leur secret.

Ils sont encore nos contemporains, c'est-à-dire difficilement compréhensibles.

Bien entendu, il y a des gens qui ne sont jamais vieux. — il y en a d'autres qui cessent d'être jeunes dès la vingtième année.

Ou même dès dix-huit ans, comme Françoise Sagan.

Il y a encore une autre façon de sortir de la contemporanéité, qui est la mort.

Quand cette mort est soudaine et, comme on dit, prématurée, il y a une grande lumière qui se fait, et tout d'un coup l'univers intérieur d'un être nous apparaît jusque dans son fond.

C'est le cas de Camus.

Mais que dire de ceux qui ne sont pas morts?

Que dire de Char, de Michaux, d'Yves Bonnefoy, de Saint-John Perse, pour ne parler que des poètes?

Que dire du plus merveilleux d'entre eux, qui, passé l'âge de quatre-vingts ans, s'enveloppe encore de jeunesse, de grâce et de promesse énigmatique, et qui s'appelle Jules Supervieille?

Il est vrai qu'il ne faut pas tenir compte seulement de l'âge de l'écrivain, mais aussi, hélas, de celui du critique.

Quand j'étais jeune, je me souviens que je «comprenais» ce qui était contemporain, avant même qu'il eût le temps d'être contemporain.

La littérature n'était pas comprise, elle était pressentie, prédite, vécue du dedans, anticipée, presque créée.

C'était comme si **j'inventais** les écrivains, comme si je les appelais à la vie.

Quand ils surgissaient, je les reconnaissais.

Maintenant il n'en va plus de même. La littérature ne m'obéit plus. Au lieu de me suivre, elle me précède et me dépasse.

Le critique, lui non plus, n'a pas le droit de vieillir.

Mais il a le droit et même le devoir de comprendre.

Et peut-être (comme le pensait Platon) que comprendre, c'est se souvenir. Bergson représentait l'existence sous la forme d'un cône renversé, dont la pointe mobile se déplace le long d'une surface plane.

Cette pointe, c'est l'action.

Dans la mesure où l'on «participe» à la littérature contemporaine, on fait partie d'un ensemble indescriptiblement vivant et actif, qui est la pointe agile du cône.

Dans la mesure où l'on s'abstient, où l'on se dégage, (où l'on se refuse à l'engagement), l'on remonte en arrière dans l'intérieur de plus en plus évasé du cône, et l'on devient contemporain, non plus du présent, mais du passé.

Déjà le surréalisme et même l'existentialisme sont du passé. Ils ne sont plus à la pointe du cône, mais à la base. Sartre (le Sartre de la **Nausée**) et André Breton sont devenus aussi **historiques** que Gassendi et Voiture. Par contre, souvent de façon fort inattendue, d'immenses parties historiques de la littérature, sont redevenues actuelles.

Ce fut le cas pour Stendhal et Rimbaud.

Ce l'est maintenant pour Maurice Scève et les poètes de l'époque baroque. Ce l'est pour Nerval et peut-être Sade.

Un Hugo historique, assez toquard, cède la place à un Hugo splendide, féroce et, si je puis dire, tout aussi post-surréaliste que René Char ou Pierre Emmanuel.

Quand on constate ces phénomènes, on s'aperçoit que la littérature **bouge**, non pas seulement à sa pointe, là où son avant-garde pénètre dans le futur, mais dans sa totalité.

Il y a un immense travail de révision des valeurs qui est en train de s'accomplir sur tout le champ de la littérature.

Tel est d'ailleurs l'intérêt passionnant de la littérature.

A chaque instant, n'importe quel écrivain de n'importe quel temps peut redevenir inexplicable.

Inexplicable, c'est-à-dire contemporain.

Georges Poulet

Das Blau und die Spirale

Bemerkungen zum zeitgenössischen deutschen Gedicht

Von Werner Weber

Wir entnehmen die nachfolgenden Bemerkungen über das zeitgenössische deutsche Gedicht dem Buche «Zeit ohne Zeit» von Werner Weber (es ist im Manesse-Verlag, Zürich, erschienen); das Kapitel «Das Blau und die Spirale» bildet dort den Schluss des Essays «Vom deutschen Gedicht».

Von der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts aus gesehen, erscheint das deutsche Gedicht, von dem man sagt, dass es das zeitgenössische sei, als eine poetische Ebene, auf der die alten Massgaben überwunden sind; Massfreiheit herrscht auf ihr, auf der tabula rasa, auf der abgeschabten Tafel des Daseins. Garcia Lorca: «Ich befinde mich auf einer poetischen Ebene, wo das Ja und das Nein der Dinge gleichermassen wahr ist.» Es ist eine Mancha der Erfahrung, von der auch die Windmühlen noch weggeräumt worden sind; nichts mehr da, auf das man losrennen könnte. Elisabeth Langgässer sagt: «Wahrheit ohne Scheinen.» Karl Krolow: «Das hygienische Weiss der Verzweiflung.» Für die Generation des Zweiten Weltkriegs ist das nicht nur eine poetische Metaphysik; es steht dahinter eine Erfahrung am Leibe, die jähe Verweltlichung der Metaphysik von 1900. In Krieg und Terror war das Dasein unter der Sprache weggerutscht. Die Sprache redete noch immer von schönen Dingen, und die Erde bot das Gegenteil der schönen Dinge. Die Sprache war ein Nest voll hübscher Eier, in denen garstiges Zeug heranwuchs. Henker sagt «Freiheit» — und dabei fällt ein Kopf. Eindeutigkeit wurde ein Platz für die Verstellung und die Lüge. Das deutsche Gedicht dieser Zeit arbeitet an der Wiederherstellung des Wortes, an der Gründung des Wortes, das dem neuen All der schattenlosen Gleichzeitigkeit gewachsen wäre. Es ist das All mit dem «schwarzen Licht», das All der Gegensätze, die sich unablässig überheben; Leben am Ziel und gleichzeitig unterwegs; Gott im Sein und gleichzeitig im Werden: es ist das unvorstellbare Verhältnis, das nur umschreibbare, mit Näherungswert zu treffende Verhältnis, das im zeitgenössischen deutschen Gedicht zum Ausdruck kommen will. Die Sprache verliert dabei ihren Nestcharakter. Sie wird Energie, ist weniger fliessend, arbeitet vielmehr in Stössen und in Schlägen, dem weichen Wortfleisch der Übergänge misstrauend, mehr auf Grat und Rippe angelegt. Es ist die Investitur des Adels im Einzelwort. Gottfried Benn:

Ein Wort, ein Satz — : Aus Chiffren steigen
erkanntes Leben, jäher Sinn,
die Sonne steht, die Sphären schweigen
und alles ballt sich zu ihm hin.

Ein Wort — ein Glanz, ein Flug, ein Feuer,
ein Flammenwurf, ein Sternenstrich —
und wieder Dunkel, ungeheuer,
im leeren Raum um Welt und Ich.

Wie die Sprache, so wird von dieser Generation, die man die gebrannte nennen darf, auch der Stoff in Reinigungsarbeit genommen. Es ist ihr viel Erinnerung zuhanden, Bildung, Mythos. Alles wird durch die Lauge des Zweifels gezogen; nicht verworfen, aber durch Gelächter, Spott, Bosheit auf die Haltfestigkeit geprüft. Reissprobe an alten Gütern. Probe, wie weit das Feierliche und das Grosse den Skandal zu überstehen vermögen. Bei Günter Eich sind in dem Gedicht «Latrine» die Verse «Irr mir im Ohre

schallen/Verse von Hölderlin»; Kot und Reinheit in Opposition, sich darin gegenseitig steigernd. Wenn vordem auch in der Kunst gelten durfte, dass die Liebe erfinderisch macht, dann arbeitet man jetzt mit dem Hass. Erfindung durch Hass — um am Ende das, was daraus hervorgeht, mit durchreiner Liebe wieder lieben zu können. Das ist ein harter Vorlauf zur Zeit ohne Zeit — das barocke Donnerwort; der romantische Nachhall. Das zeitgenössische deutsche Gedicht hat dafür eine Farbe, das Blau. Bei Eichendorff war es laue Luft; kommt blau geflossen; Eros und Thanatos in Strom gelöst, eine Wonneseuche, die das Dasein melodisch auf den Tod hinträgt. Bei Novalis die Blaue Blume; als Metapher über Generationen hin so vollkommen wahr, dass sie zum obersten Gemeinplatz der Sehnsucht werden konnte, in welcher das Leben auf Wellen der Empfindung sich in den Tod mischt. Das romantische Blau benennt die Gottheit als eine nächtliche Ferne, in der, wie Mörike sagt, «die Quellen des Geschicks melodisch rauschen». Der barocke Reissston zwischen ewiger Pein und ewiger Seligkeit ist auf das Raunen hin geschichtet. Aber das Blau des zeitgenössischen deutschen Gedichts ist nicht Fluss; es ist ein Glaskörper, hart und splitterbereit; gläserne Kugel mit «schwarzem Licht». Diese paradoxe Fügung aus einem Gedicht Hans Arps ist eine geistig-seelische Zerlegung des zeitgenössischen Blau, denn dieses ist so nah am Finsternen wie am Hellen — es ist geeintes schwarzes Licht. Das deutsche Gedicht, das dem neuen Erlebnis der Identität von Ziel und Weg, von Ruhe und Bewegung, das also der Zeitfreiheit und dem überwundenen Raum in Sprache gewachsen sein soll, hat Blau als zentrale Farbmetapher. Man kann bei der Deutung von Goethe ausgehen. Im «Entwurf einer Farbenlehre» sagt er zur sinnlich-sittlichen Wirkung der Farbe: Blau «ist als Farbe eine Eenergie . . . ist in ihrer höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts. Es ist etwas Widersprechendes von Reiz und Ruhe im Anblick.» Im Blau: Reiz und Ruhe gleichzeitig. Das ist nicht mehr der barocke Riss; ist nicht die romantische Wischung; es ist die gläserne Gleichzeitigkeit aller Erfahrungen des Herzens und des Geistes. Das romantische Gedicht hat schattendes Grottenblau. Das zeitgenössische Gedicht hat die Mittagshöhe des mittelmeeischen Blau. Jenes ist raunend fließend; dieses ist hell splitternd. Hans Arp: «Ein unerklärliches, unvernünftiges Licht erhellt die endlose Ebene/Wie künstlich aus einer anderen Sphäre projiziert.» Dieses Blau ist nicht nur die Farbe Gottfried Benns; es ist das Zeitchroma des jungen deutschen Gedichts.

In diesem mittelmeeischen Mittag des deutschen Gedichts ist immer ein Laut von Heimweh; ohne den Klang des Posthorns im stillen Land. Die hergebrachten Unterkünfte sind nicht verloren; sie sind überwunden, von dieser Generation mit Wissen verlassen worden. Jetzt ist man am Ausformen neuer Behausung. Das Gedicht bildet hierin den Arbeitsgang, nicht das Produkt ab; es duldet in seinem Gebälk keinen Aufrichtebaum; es ist selbst der Werkplatz. Für die wichtigste Arbeitsgebärde auf diesem Platz gibt Elisabeth Langgässer ein Stichwort:

Ariadnes leere Schale,
dunklen Fadens Gang,
süßes Zauber der Spirale —
Theseus! ruft es hundertmale,
Theseus? fragt es bang.

Süßes Zauber der Spirale. In der Spirale ist die drängende Versammlung auf die Mitte so gross wie die laufende Lösung in den unendlichen Umkreis. Erfüllung und Sehnsucht, Halt und Fortlauf allgegenwärtig. Die Spirale — bald deutlich, bald in Schleife, Haar und Geäst entfremdet; aber immer Leitfaden durch das Labyrinth — ist zur Grundchiffre des Gedichts geworden. Was die Fische im Meer schwimmen: Ariadnefaden zum Geheimnis. Was die Winde aufs Wasser zeichnen, wie sie den Sand legen, wie eine Strömung die Algen sich schlingen und verknoten macht: Ariadnefaden zum Geheimnis. Ilmar Laaban: «Das Meer ist lichtiges Gestein, mit Adern von wissendem Tang durchzogen.» Ingeborg Bachmann: «Nichts Schöneres als den Stab im Wasser zu sehen und den Vogel oben,/Der seinen Flug überlegt, und unten die Fische im Schwarm,/Gefärbt, geformt, in die Welt gekommen mit einer Sendung von Licht,/Und den Umkreis zu sehn . . .» Es ist Welt im Spiralblick. Und der Spiegel, das alte Mittel zur Vervielfachung und Verstellung von Dasein, tritt jetzt in einen besonderen Dienst: er wird ein Mittel zur mäandrischen Verschlaufung aller Gehalte — er leistet dies als «Rückspiegel». «Im Rückspiegel» heisst ein Gedicht von Karl Krolow:

Auf goldener Scheibe
Dreht sich uns im Rücken
Die Stadt aus Glas
Mit langschenkeligen Häusern,
Bewegungen der Autos
Vor zarten Mauern.
Die Spiegelbilder ihrer Strassenzüge
Stehen in der Luft wie Flamingos
und kröpfen die Stille: —
Apokryphe Tiere . . .
Durch deine Augen — lebendige Teiche —
Sprengt lautlose Reiterei.
Hinter deinem Mund
Hört alles Lächeln auf,
Beginnt die Ratlosigkeit der Welt,
Beginnt die Sprachlosigkeit der Welt . . .
Dein leichtes Profil
Wird zur Wolke.
Die Flamingos werden sie lieben,
Indes ich zurückbleibe mit meinen Händen,
Die ich zum Ruf an die Lippen halte.

Der Blick des Dichters legt einen Faden durch das Behältnis der Aussen-
dinge; Theseus im Labyrinth; Oberes und Unteres vermischt, Natürliches
und Gebautes ineinandergeschoben; Mensch und Mineral, Ursprung und
Zivilisation, Technik und Mythos auf der Spirale des Blicks verbunden; die
Dinge nah und punktgenau und wieder fern und schwimmend; Profil wird
Wolke. Ein entstellter Raum ohne Ruf und Echo; nur die Gebärde des Rufs,
aber kein Stimmband dafür. Es ist nicht der herkömmliche «erstickte»
Schrei; es ist der noch nicht fertige Schrei des Theseus am Faden der
Ariadne.

In alledem ist das zeitgenössische Gedicht nicht ohne Voraussetzung und
Vorbild. Innerhalb der deutschen Sprache hat Hugo von Hofmannsthal vor-
her den Traum grosser Magie entdeckt, in dem die «Macht der Schwere»
endet, in der nichts nah und fern, nichts klein und gross ist (Garacia Lorca:
«Ich befinde mich auf einer poetischen Ebene, wo das Ja und das Nein
der Dinge gleichermassen wahr ist.»). Erlebnis: «Ein namenloses Heim-
weh weinte lautlos.» Und vorher hat Stefan George die harte Melodie
gefunden, Kreuz und Rose, Richtung und Umschlingung. Und vorher hat
Rainer Maria Rilke den mäandrischen Gang zur Fühlung mit allen Dingen
geleistet. Und hinter den Dreien, in ihnen geäufnet, steht die europäische
Formwelt in breiter Gegenwart und in grösster Tiefe. Expressionismus,
Dadaismus, Surrealismus sind die extremen Fieberzonen dieses Geländes
der Entdeckungen nach 1900. Die Epoche war 1930 gemacht — aber das
jüngste deutsche Gedicht ist in Gestalt und Gehalt zum Ort ihrer uner-
bittlichen Überprüfung geworden. Gedicht als Gerichtsstand für das Erbe.
In diesem Verfahren ist das Gefühl, ist die Empfindsamkeit, ist das Her-
zige lächerlich. Wo solches jetzt im Gedicht direkt benannt wird, da ist
fast immer eine Pleite. Das zeitgenössische Gedicht kann Gefühl und Emp-
findsamkeit nur auf dem Umweg über die Struktur der Spirale — nicht
benennen, sondern begleichen. Nie in der Geschichte des deutschen Ge-
dichts sind die Verse von Männern und Frauen so ununterscheidbar
«männlich» gewesen; jenseits des Geschlechts. Der Dichter der Jahr-
hundertmitte fürchtet zu allererst dies: Schönheitsfex zu sein. Seine Kunst
ist, bevor im einzelnen der ästhetische Rang ausgemacht ist, eine mo-
ralische Arbeit: Prüfung aller Verhältnisse und im Prüfen das Wieder-
finden des reinen grossen Atemraums der Kultur. Ich könnte an solchem
Punkt nichts lieber nennen als diese Strophen des grossen Oskar Loerke:

Ans Meer

Der Nebel reisst, der albisch kroch
Aus meinem Blut zum Totenfeld:
Ein Morgen scheint im Wolkenloch
Hoch auf die Welt.

Das Leben kommt von weitem her.
Und es geschieht, was einst geschah?
Mit ihrer Wäsche fährt ans Meer
Nausikaa.

Ein Weg weist nach Byzanz und Rom,
Für mich betritt ihn der Barbar.
Im Stein verwittert schon am Dom
Sein Mund, sein Haar.

Doch wann bin ich? Der Morgen währt,
Ein Rauschen ruft, ein Meer ist nah —
Ans Meer mit ihrer Wäsche fährt
Nausikaa.

Blitzlicht auf den Verleger

Facettenaugen müsste er haben, der Verleger, um die ganze Vielfalt literarischer Motive und Ausdrucksformen, wie sie die Gegenwart über eine immer neugierige, eher gutwillige als aufgebrachte, heimlich erstaunte und hinterher verständnisinnig nickende Leserschaft ausschüttet, lückenlos aufzunehmen. Er hat es beruflich mit Ungedrucktem zu tun und muss sich die Massstäbe aus dem Gedruckten holen. Infolgedessen ist die Umschau nötig, ist er verpflichtet, die Grenzgebiete abzustechen, um sich nur die eine Frage beantworten zu können: Wo stehen wir heute mit dem geschriebenen Wort, und wo stehe ich innerhalb des überschaubaren Gebietes? Nach dem Befund richtet sich sein verlegerisches Tun. Nicht nach dem Befund allein, denn wesentlich ist die gewissenhafte persönliche Einstellung zu diesem Befund. Er kann mit den Wölfen heulen oder Wege gehen, wo es keine Wölfe gibt. Wer aber sind die Wölfe? Sind es die Traditionsgebundenen, sind es die Neuerer à tout prix? Es herrscht hier im Verein der Spender und im Verein der Empfänger ein chaotisches Durcheinander; die Urteile überschneiden sich, befehden sich, Beifall und Protest vermischen sich.

Die heutige Literatur zeichnet sich in ihren heftigsten Akzenten aus durch Rücksichtslosigkeit und Schamlosigkeit. Sie ist auf Abbruch eingestellt. Sie rüttelt an alten Werten und Gesetzen, oft mit verbissener Zerstörungs-

wut. Es ist eine Zerstörung nicht um der Zerstörung willen, sondern um Platz zu schaffen für Neues. Noch nie vollzogen sich Umschichtungen, Wandlungen, Verlagerungen, die Folge von Abbruch und Neubau so fieberhaft rasch, so stürmisch und so schonungslos wie gerade in unserer Zeit. Zur Rücksichtslosigkeit gesellt sich die Schamlosigkeit, die Lust, Szenisches aus dem Sexualleben des Menschen exhibitionistisch ins Wort zu zwängen, just das auszusagen, darzustellen, mit Wörtern zu beschreiben, was frühere Literaturepochen meistens, nicht immer, sittsam, taktvoll verschwiegen. Man nannte das Anstand. Schamlosigkeit, gesamthaft gemeint, scheint zur Literatur zu gehören; sie schwatzt aus, und seit es eine Psychoanalyse gibt, wühlen die Schriftsteller mit gieriger Wonne im bewusstgemachten Unterbewussten des Menschen. Wenn mein Hund im Garten mit tierischem Ernst ein Loch scharrt, dann denke ich immer an diese Art Dichter.

Frühere Jahrzehnte und Jahrhunderte waren auf andere Art literarisch schamlos. Sie legten «Gefühle» bloss, schwelgten in Herzensergüssen. Heute hat sich die Motivebene anthropologisch gesenkt. Man darf das nicht zu ernst nehmen, man soll warten, was die Zukunft bringt. Nichts ist vergänglicher als das Modische, auch in der Literatur, eine Erkenntnis, die den ernsthaften Verleger verpflichtet, das Wertbeständige zu erspüren. Er hat im Gewoge der «Strömungen» statisch zu bleiben und sollte ein Leuchtturm sein.

Grundfalsch aber wäre es, das, was uns die Gegenwartsliteratur an neuen Wirklichkeiten spiegelt, gering zu achten oder ironisch zu bagatellisieren. Die Dichter unserer Zeit erfüllen mit ihrer Motivwahl und ihren Aussageformen wichtige Funktionen. Jeder wahre Dichter geht, weil er in seiner Art immer auch ein Seher ist, der Menge seiner Zeitgenossen voraus, ist Schrittmacher für Erkenntnisse, Vorbereiter für Umschichtungen und Wandlungen der Denkweisen über das menschliche Zusammenleben, das gesamte soziologische Gefüge; er zeigt, ohne bestimmte Tendenzen zu verfolgen (wahre Kunst ist nie tendenziös) das Nackte im allgemeinen, das Ungeschminkte, Unmaskierte. Er ist ein Entlarver und führt so zu Einsichten, die sich unmerklich ins Künftige auswirken.

Von unmessbarer Bedeutung ist die Leistung des wirklichen Dichters auf sprachlichem Boden. Er lehnt sich auf gegen das Abgegriffene und Abgeschliffene, er zerbricht das sakrosankte Sprachgefüge, er tobt sich frei aus in ungebärdigen Frechheiten, die einen Grammatik- und Sprachlehrer zur Verzweiflung bringen müssen, er zerstört Herausgebrachtes, erlaubt sich Erstmaliges, dessen Wert zumindest darin liegt, dass er den Argwohn gegen alles Verstaubte und Unwahrgewordene im Ausdruck weckt und dadurch das sprachliche Instrumentarium dauernd verfeinert.

Sache des Verlegers bleibt es, dem von ihm gewählten Autor den Weg zum Leser zu bahnen. Er kennt seinen Autor, aber den Leser kennt er nicht. Aus Wunsch, Hoffnung und Glaube malt er sich ein Bild von ihm, träumt von einem Geheimbund unbekannter Leser und wirft das Werk seines

Autors hinaus ins Meer von Fragezeichen. Immer sieht er sich eingeklemmt in den Zwiespalt zwischen Drang und Zwang. Wie sehr es ihn drängt, die von ihm durch wache Umschau gewonnenen Massstäbe als einzig gültig für seine Manuskriptwahl anzusehen, so sehr sieht er sich dem Zwang ausgeliefert, auch dann dem vorhandenen Angebot sich anzupassen, wenn es den verfeinerten Massstäben nicht oder nur teilweise entspricht. Glücklicher der Verleger, der, unberührt von Mut und Übermut der Vorhütler, in gleichem Schritt und Tritt mit den Gewalthaufen der Leserschaft marschiert; ihm bleiben die Vorhutgefahren erspart, und er macht — sein Geschäft. Hängt aber das Verlegerglück vom Geschäft ab, ist es nicht das Wagnis, das erregende Spiel mit dem geistigen Abenteuer, was ihn beglückt und seinem Beruf erst eigentlich den tiefen Sinn gibt?

Als Schweizer Verleger liegt mir daran, dem Schweizer Autor ein Helfer zu sein. Kann ich aber diesen Schweizer Autoren befehlen, so zu schreiben wie ihre internationalen Kollegen? Das wäre verwerfliche Anmassung. «Massgebend» kann jeder bedeutende Autor werden, und mancher erzieht sich eine ungesuchte Jüngerschaft. Der wirkliche Könnler jedoch holt seinen Saft aus dem eigenen Wurzelgrund. Und darum sind der Schweizer Dichtung ein eigener Standort, ein eigenes Gepräge und eine eigene Rolle zuzuerkennen. Sie gehört als achtbarer Teil ins literarische Gesamtbild. Wenn sie andere Motive aufgreift, besinnlichere, wenn sie andere Tonarten anschlägt, gedämpftere, wenn sie eine stillere Sprache führt, büsst sie dadurch an Wert und Geltung ein? Niemand wird das behaupten dürfen. Hingegen ist vom Schweizer Dichter zu verlangen, was wir von allen andern auch verlangen: die innere Wahrheit, die Wahrhaftigkeit im Wort. Der heutige Leser ist hellhörig geworden und empfindlicher denn je gegenüber blossem Sums, verspieltem Wortgetändel und unnötigem Klatsch. Wo die Wurzel gesund ist, braucht uns um das Gewächs und seine Frucht nicht bange sein. Mag es auch keinem Schweizer Autor schaden, gelegentlich von seinem Fenster aus zu beobachten, wie es die andern treiben, so bleibe er doch sich selber treu. Ich lobe mir darum die Einzelgänger, die sich nicht «schubladisieren» lassen. Sie erfüllen das schöne Wort von Gottfried Benn: «Drücke dein Ich aus, dann gibst du dein Leben weiter an das Du, dann gibst du deine Einsamkeit weiter an die Gemeinschaft und die Ferne.» Diesen Einsamen* Helfer sein zu dürfen, gehört zu den schönsten Erfüllungen des Verlegeramtes. Den Lesern, die ihm das nachfühlen, weiss er besonderen Dank.

Das lärmige Getümmel, das die Neutöner verursachen, kann den Verleger, dem es um die Verfeinerung der Massstäbe geht und der sich müht, aus dem literarischen Gegenwartsbrei die Goldkörner zu erspähen, aber auch mitunter zur Flucht aus dem Heute ins Gestern bewegen, zur Einkehr bei den Alten, den alten Juggebliebenen, zum Gruss ans Wertbeständige.

So ist der Verleger ein zwifacher Brückenwart: er steht auf der Brücke zwischen den Zeiten, schaut zurück ins Vergangene und prüft, was er von

dorther ans Ufer der Gegenwart und Zukunft herüberholen soll, er steht auf der Brücke zwischen Autor und Leserschaft und prüft, was er an Bewährtem und gärend Neuem einer an Appetit und Gelüsten sehr ungleichen Leserschaft zuführen soll, ohne dabei seine eigene Gesinnung, seine eigenen Massstäbe, das eigene Gesicht zu verlieren. Er hat Farbe zu bekennen und muss wissen, wen aus der Schar der Schreibenden er wem aus dem Heer der Lesenden vorstellen will. Friedrich Witz

* Ich denke zum Beispiel an Autoren wie Albert Jakob Welti («Wenn Puritaner jung sind»), Hans Albrecht Moser («Vineta»), Hermann Hiltbrunnerr («Alles Gelingen ist Gnade»), Kurt Guggenheim («Sandkorn für Sandkorn»).

L'ora essata

**In quest' alba che quasi non odora
di fieno e di letame
i padroni di tutto il viale
della stazione sono tre piccioni
partiti insieme da presso l'ardita
bottega ove si vende
l'orologio che segna
l'ora essata per tutta la vita.**

Giorgio Orelli

Gide e Lafcadio

La Responsabilità della letteratura

di Guido Calgari

La recente assegnazione del Premio Nobel a Salvatore Quasimodo ha suscitato un'ondata di discussioni e di polemiche che non s'è ancor quietata; pur ammettendo, e lodando anzi, le intenzioni dell'Accademia svedese di portar sugli scudi un lirico puro e, di più, una voce tra le più sensibili, aggiornate e modulate del lirismo contemporaneo, non son pochi coloro che al premiato avrebbero anteposto quelli che son considerati i maestri riconosciuti della nostra poesia: Giuseppe Ungaretti con il suo frammetarismo intenso, di schietta intuizione lirica, la sua fiorita d'immagini improvvise e illuminanti, o Eugenio Montale che, malgrado l'intima aridità sentimentale, sa esprimere in toni d'amarezza disincantata il tormento della nostra vita, l'angoscia e il paradossale rimorso di chi scopre giorno per giorno l'effimera consistenza delle nostre illusioni. Il Premio, comunque, è servito ancora una volta a chiamare in discussione la letteratura contemporanea, i suoi miti e le sue speranze, ma anche i limiti suoi, le riserve, le rinunce; affermano i giudici di Stoccolma che in Quasimodo intendono riconoscere la coscienza del nostro tempo così complesso e conturbante, e dei problemi di questi anni, assunta ed espressa in una forma che l'intensa frequentazione dei classici (il siciliano è anche traduttore perspicuo) ha reso più tersa e raffinata. Il richiamo alla coscienza di un'epoca non dev'essere vano; esso pone una volta ancora il quesito della responsabilità della letteratura d'oggi o, meglio, del significato e degli scopi suoi di fronte all'unità spirituale dell'uomo. Mi sembra pacifico osservare che, appena sessant'anni fa, la questione non si poneva o non era tanto drammatica; per restare all'Italia, l'insegnamento carducciano investiva e interpretava **tutta** la vita, dava ai giorni un ideale paragone di austerità morale, di classicismo e di rispetto per la storia, che noi — oggi — giudichiamo magari rettorico, ma che, allora, agì fortemente e fecondamente sugli spiriti; le generazioni della prima guerra, del Carso e di Trieste, furono senza dubbio di sorta generazioni «carducciane»; la stessa cosa si potrebbe dire, mutando le prospettive, per il socialismo idealistico di Giovanni Pascoli, per il volontarismo eroico e pagano del D'Annunzio. L'arte, in altre parole, poesia romanzo dramma

saggio critica, offriva un'interpretazione della civiltà e un sentimento della vita, proponeva dei modelli d'umanità, investiva cioè le radici dell'esistenza, la moralità dei nostri atti, gli scopi dell'umanità. La misura «etica» dell'azione era riconosciuta una dimensione dell'uomo. Sopraggiunse l'affermazione dell'autonomia dell'arte (B. Croce), il concetto dell'arte che porta in sé il mezzo e il fine, che non è giudicabile all'infuori della sua propria sfera e dei propri risultati, quindi il disgusto per ogni «intrusione» di moralismo e d'altrettali elementi giudicati spuri; sembrò una conquista e fu effettivamente una conquista, in quei tempi in cui i valori ideali dell'ultimo Ottocento sembravano assoluti, come un baluardo capace di salvare in ogni tempo la fortezza della civiltà e della morale. Bastarono pochi anni, tuttavia, per smantellare quel baluardo, per revocare tutto in dubbio; l'arte ripiegò sul reale immediato, si prefisse quale compito la registrazione scrupolosa della realtà e della verità, come se ciò potesse costituire di per sé una conquista, senza la partecipazione della coscienza dell'artista. Ma è possibile concepire l'arte fuori del travaglio della coscienza singola? E non si corre invece il pericolo di offrire indiscriminatamente alle generazioni dei giovani degli esempi brutali di ipocrisia, di cinismo, di debilità? indiscriminatamente, cioè in nome dell'autonomia dell'arte e della preoccupazione verista o neo-verista (tipo «neoverismo» americano), che non impegnano per nulla la responsabilità dell'artista.

A Milano, non molti mesi or sono, in pubblico dibattito intorno agli spettacoli offerti oggi ai ragazzi e ai giovani (cinema, televisione, fumetti, rotocalchi, «gialli» ecc.) e alle lor conseguenze (avidità di denaro e insensibilità morale), la questione venne energicamente discussa; e ci fu chi paradossalmente rammentò il caso singolare di André Gide e del giovane Lafcadio: di André Gide che riceve un solenne premio dal Presidente della Repubblica, per la sua opera letteraria, e di Lafcadio che, lo stesso giorno, viene processato per un delitto ispiratogli dal protagonista di un romanzo dello scrittore . . . Il richiamo fu fatto da Giuseppe Lanza il quale aggiunse: «Nessuno si arrischierebbe a ritenere Gide responsabile di quel delitto. Ma sulla coincidenza di quel processo con la premiazione dello scrittore c'è da meditare. Vi si può riconoscere uno di quei «contrastanti strani» che già Paul Valéry notava nella società . . .»

Si vorrebbe dire, insomma, che in tempi di disordine spirituale come quelli che viviamo, in cui le più «orrende superstizioni» — per usar la viva espressione di G. B. Vico — han travolto e travolgono i popoli, l'arte e perciò la letteratura non possono impunemente, in nome della loro conclamata autonomia, contribuire a gettar lo scompiglio negli spiriti; «i tempi non li fanno gli dèi, li fanno gli uomini; . . . il tempo in cui viviamo dobbiamo migliorarlo noi» (G. Lanza); non potremo far nulla senza la convinzione che da noi, «da ognuno di noi, dipende il bene e il male della società» (id.); parafrasando un'affermazione del Croce, mi sembra che soltanto dal coraggio di dir di sì al bene e di no al male dipenda in de-

finitiva la salvezza dell'umanità. E questa è conclusione che interessa anche gli artisti, anche gli scrittori. Al filosofo napoletano potrebbe venir qui affiancato l'acuto filologo russo Taddeo Zielinski che denunciava quale cagione del disordine morale dell'arte il prevalere dell'emotività sull'intelletto, della volontà — ma più spesso «velleità» — sulla ragionevole intelligenza che fa vedere l'inscindibile unità spirituale dell'uomo. Questo concetto dell'unità spirituale ho visto affermato (nell'ultimo numero di «**Zürcher Student**») dal mio giovane conterraneo Albeverio; la sua coerente argomentazione mi ha fatto grande piacere; essa si rivolgeva al quesito dell'impiego dell'energia atomica e della responsabilità morale dell'uomo di scienza. Ebbene, non mi sembra che possa esser diversa la responsabilità dello scrittore. Anche, vorrei aggiungere, sotto l'aspetto particolare della scienza e della tecnica che, oggi, dominano il mondo; di fronte alle imprese sempre più sconvolgenti dell'attività scientifica, ai meccanici prodigi di una tecnica che invade e modifica ogni elemento della civiltà mutando i rapporti tra gli uomini, il loro concetto della vita, del lavoro, del riposo, dello svago, la letteratura dovrebbe ricostituire ogni giorno il sentimento dell'unità spirituale, della eticità come dimensione dei nostri atti, della responsabilità per l'avvenire; in una parola, il senso dell'umano che la mera tecnica rischia di obnubilare, se non di annientare, a profitto d'una disumana civiltà di automi.

Vom Feuilletonismus

Alphonse Daudet gibt einem jungen Kollegen folgenden höchst beherzigenswerten Rat: «Das Adjektiv soll die Geliebte des Substantivs sein und nicht dessen legitime Gattin. Zwischen den Worten darf die Verbindung immer nur vorübergehend sein und niemals ewig. Das ist es, was den echten Schriftsteller von den andern unterscheidet.» Eine der Sünden gegen dieses Gebot ist es, wenn man «Feuilletonismus» und «seicht» unlösbar miteinander zu verbinden sucht, wie das selbst guten Federn zustösst. Der Feuilletonismus an sich ist ebenso wenig seicht wie irgendeine andere literarische Ausdrucksform, schon darum, weil eine Definition dessen, was überhaupt Feuilletonismus ist, noch nicht recht gelingen wollte. Es war mehr eine Ortsbezeichnung als der Name einer Ausdrucks-

form; was unter dem Strich stand, nannte und nennt man so. Und da findet man ebenso gut oder schlecht Nachrichten über Ausgrabungen in Ostaustralien wie eine Antrittsvorlesung über Endsilben im Sanskrit, Reiseberichte, Kritiken über Konzert und Theater, Buchrezensionen. Ist das alles Feuilletonismus? Und ist es unbedingt seicht? Das eine bestimmt nicht, das andere auch nicht.

Der Feuilletonismus hat sich im Mund und Feder seiner Kritiker zum Inbegriff alles Nichtsnutzigen, Flachen, Ungenauen, Beiläufigen, Geschwätzigem entwickelt, weil es Nichtsnutzige, Flache, Ungenauere, Beiläufige, Geschwätzige gibt, deren Elaborate unter dem Strich einen Platz finden. All die Eigenschaften, die dem Feuilletonismus nachgesagt werden, mögen sich aber — nur prätenziöser — auch im Leitartikel finden, und dennoch gibt es kein Adjektiv, das man so beharrlich mit dem Wort Leitartikel verbindet wie das Wort «seicht» mit «Feuilletonismus», obgleich man dem Leitartikel immerhin tierischen Ernst, Salbaderei einerseits — andererseits Akrobatik und ähnliche Qualitäten nachsagen kann, die selbst der Feind dem Feuilletonismus nicht zur Last legt.

Sollte einmal ein junger Germanist das Feuilleton zum Thema seiner Doktorarbeit wählen, so sei ihm geraten, den Feuilletonismus deutscher Sprache bei Alfred **Polgar** beginnen zu lassen, der ihn wohl als Erster zu einer eigenständigen literarischen Ausdrucksform erhoben hat. Und in welche Höhel Es gab auch vor ihm Feuilletonisten von Rang wie Spitzer, Ludwig Speidel, Theodor Herzl; Hermann Hesse der nicht gerade begeistert, ein Zeitalter des Feuilletonismus zu schauen geglaubt hat, gehört mit manchen Arbeiten zu den Prinzen des Landes unter dem Strich. Aber die Abgrenzung des Feuilletons von Essays, Reisebriefen, Rezensionen, Kritiken hat, soweit die deutsche Feder reicht, Alfred Polgar geschaffen. Erst bei ihm werden die Gesetze klar, die das Feuilleton bestimmen. Es hat seinen Platz etwa zwischen dem Gedicht und dem Essay, ist aber dem Gedicht näher, weil es, zum Unterschied vom Essay, nicht **über** etwas geschrieben wird, sondern **anlässlich** von etwas. Der Dichter dichtet nicht über den Wald, den Frühlingstag, sondern Wald und Frühlingstag sind ihm Anlässe zum Dichten, wie sie dem Feuilletonisten Anlässe sein können, Feuilletons zu schreiben! Ebenso Anlässe wie ein Verbrechen auf der Place Pigalle, die letzten Takte der Begleitung eines Liedes, ein Sündenfall des Ministers der Schönen Künste, eine Autofahrt durch herbstliche Landschaft, das Rollen der Kugel in der Roulette von Monte Carlo. Auch des Feuilletonisten Sprache kennt einen Rhythmus, dessen Gesetze schwieriger und unerforschter sind als die des Verses, und einen Reim, der gewissermassen ein versteckter Binnenreim ist.

Alfred Polgars Kritiken sind darum auch nicht eigentlich Kritiken, so sehr sie das Wesentliche des Kritisierten treffen, es sind Feuilletons, und jede Kunstgattung hat das Recht, nach ihren **besten** Möglichkeiten bewertet zu werden und nicht nach ihren schlechtesten. Platte Lyrik gibt es, aber sie ist kein Begriff; öde Romane, langweilige Theaterstücke — wer hat

nicht unter ihnen gelitten? Aber wenn man an Lyrik, Epik, Dramatik als literarische Formen denkt, so meint man Goethe, Balzac, Shakespeare und nicht Friederike Kempner, Hedwig Courths-Mahler und Kotzebue.

Die seichten Feuilletonisten gibt es — sie verstellen, nach dem Willen der Redaktionen — oft genug den Blick auf die tiefen. Es gibt sie, die gelernt haben, wie der gute Feuilletonist sich räuspert und spuckt, die etwas von der Symbolik des Details läuten gehört haben, ohne doch unterscheiden zu können, welches Detail symbolisch und welches eben nichts als ein Detail ist, die etwas von der Antithese zu ahnen glauben. Ein Beispiel für unzählige, eine der endlosen und immer weniger kostspieligen Tiraden über den Kontrast Europa-Amerika: «Vieles an ihrer — der Amerikaner — Lebensart sagt uns zu, vieles aber widert uns an. Wir bewundern vieles an ihnen, haben aber kein Verlangen, Bernard Shaw durch Hollywood zu ersetzen, noch ziehen wir Coca-Cola einem André Gide vor.

Seichter geht es allerdings kaum! Hie Bernard Shaw, hie Hollywood. Hie Coca-Cola, hie André Gide! Bernard Shaw und Hollywood sind keine Antithese, haben aber doch schliesslich zusammengefunden. Und die Wahl zwischen Amerika und Europa wird keineswegs durch Coca-Cola und André Gide symbolisiert, zwei Begriffe, die immerhin auf allzu verschiedenen Ebenen oder Höhen wohnen, um miteinander vergleichbar zu sein. Zu Amerika Nein, zu Europa Ja sagen, heisst nicht, André Gide lesen und Coca-Cola verwerfen. Man kann das eine tun, ohne das andere zu lassen. Wenn man überhaupt dergleichen Antithesen konstruiert, dann müsste man die Wahl zwischen Coca-Cola und Pepita geben oder zwischen André Gide und Faulkner. Der Nichtskönner aber stellt die Antithese Coca-Cola—André Gide auf, völlig leer, völlig ohne Sinn und Witz, aber immerhin geeignet, darzutun, was seichter Feuilletonismus ist.

Und jetzt mag das Substantiv sich von seiner Geliebten trennen, das törichte Klischee «seichter Feuilletonismus» sich in seine lebendigen Bestandteile auflösen, und man greife nach dem nächsten Band Alfred Polgars.

N. O. Scarpi

Ein Leser von Mark Twains Zeitung fand eine Spinne darin und schrieb, er wüsste gern, ob dieses Glück oder Unglück bringe. — «Weder noch», antwortete Mark Twain, «die Spinne sucht nur Geschäftsleute auf, die nicht inserieren, um ungestört an der Ladentüre ihr Netz weben zu können.»

Mitgeteilt von N. O. Scarpi

La mort de Camus

La mort foudroyante d'Albert Camus nous a tous frappés au cœur. C'était le 4 janvier, l'un de ces jours où notre presse en sommeil ne s'occupe que de sport d'hiver. Brusquement, cette somnolence où s'étirait le monde se dissipait en sursaut. L'événement percutait les dormeurs de ces périodes de fêtes: — Ce n'est pas possible!

Malgré Pirandello, le pire est souvent certain. Une machine se jette contre un arbre et l'écrivain le plus représentatif de sa génération retombe, la tête dans le coffre-arrière, au milieu, peut-être, d'une phrase. Quel est ce mot interrompu qu'il a gardé partiellement sur les lèvres? Quelle est cette richesse à jamais informulée qu'il ensevelit dans son silence? On se penche, en pensée, sur ce cadavre que l'on a étendu dans une salle de la mairie voisine; on interroge cette destinée refermée sur son mystère. Et l'on se sent appauvri de cette parole qui ne sera pas dite. Camus fut l'homme d'un moment, plus, peut-être, que d'une génération. L'homme qui, au cœur d'une débâcle, trouve assez de lucidité pour constater la débâcle, assez de courage pour la dominer. Un pays vaincu; des structures sociales, politiques, économiques, balayées par la tempête; toutes les raisons de vivre remises en cause; toute foi, toute éthique s'interrogeant sur elles-mêmes: pour la plupart des jeunes gens à qui l'on imposait cette liquidation, il ne restait qu'à s'abîmer dans la faillite.

Ces jeunes gens, tout à coup, se sentaient étrangers au mode dans lequel ils devaient vivre. Qu'avaient-ils de commun avec les liquidateurs d'une civilisation mal gérée? Désespoir, honte et fureur. Autant renoncer à jouer une partie d'avance condamnée.

L'écrivain qui parle à cette jeunesse déboussolée n'apporte pas des formules toutes faites. Qui les eût acceptées? Il n'apporte pas de recettes miraculeuses. Où les eût-il prises? Lui-même n'a cru, jusqu'ici, qu'à la vertu du soleil, à la beauté du monde, à l'harmonie du corps et de la jeunesse. Mince pharmacie pour les temps de fièvre aiguë!

Mais il est plus attentif que les très jeunes gens qui crient dans le désert aux ressources de la volonté humaine. Dans l'humble condition qui a été la sienne, il a du moins appris à ne pas désespérer. Sisyphe n'attend

rien des dieux mais se sent lui-même l'égal des dieux au moment où il domine son destin. N'est-ce pas Pascal qui déjà l'affirme: L'homme est plus grand que la force aveugle qui le domine, parce qu'il sait . . .

Noblesse de l'intelligence qui donne à l'homme désespéré le courage de dompter son désespoir. C'est par là que le message de Camus était **neuf**, parce qu'il remettait l'accent sur de vieilles vérités oubliées dans les périodes de facilité. Les Eglises offraient des consignes plus ferventes, plus nourricières. Mais on se méfie des médecins qui vous ont laissé tomber malade. Camus l'incroyant, Camus le souffrant, partageait les hésitations d'une jeunesse qui ne savait plus espérer.

Ce fut sa chance, sa gloire, d'être noble et humain dans le moment où toutes les certitudes se volatilisaient. Et il s'efforça d'être juste, dans une révolte qui avait l'accent de la souffrance vécue. Son nom, dès lors, comme celui d'un sauveur, d'un héros, alla aux nues. Il le méritait.

La tempête passée, sa mission semblait finie. Pour lui, commençait peut-être le vrai drame. Que faire des héros à la retraite? La technique de l'héroïsme qu'ils ont acquise ne suffit plus: elle ne trouve plus d'emploi dans un pays retombé à ses chétives occupations bourgeoises. Le destin est fraternel qui interrompt une expérience avant qu'elle ne se dégrade par les effets de l'habitude. Heureux Camus qui nous laisse dans les larmes quand justement nous commençons à nous inquiéter!

Maurice Zermatten

Der Verleger und die zeitgenössische Literatur

Die Beantwortung Ihrer Fragen ist nicht leicht, sie kann nicht anders als recht vage ausfallen. Ich bitte dabei Folgendes zu bedenken:

Wir warten auf Godot, auch wir Verleger. Wir wissen nicht, ob und wann er zu uns hereintritt, wes Nam und Art er ist. Wir wissen nicht, ob wir ihn erkennen werden. Es gibt kein Rezept dafür. Aber wir warten auf ihn, oder wir hören auf zu verlegen.

Und: Der literarische Wert eines Buches — der wirkliche oder vermeintliche, der aktuelle oder posthume — bietet keine Gewähr für einen Verkaufserfolg, er schützt nicht vor finanziellen Niederlagen dessen, der sein Geld dafür wagt, nämlich des Verlegers.

1. Frage:

Ist die heutige Literatur durch bestimmte Strömungen gekennzeichnet?

Antwort:

Gewiss, jede Zeit hat ihre Literaturströmungen, den Namen dafür zu finden fällt freilich der Nachwelt leichter. Wenn wir einen Namen dafür haben, handelt es sich meist schon um das Gestrige. Der Naturalismus und der Expressionismus, die ich in meiner Jugend noch selbst miterlebte, waren «naive» Bewegungen, da fuhr man mit vollen Segeln, vom Sendungsbewusstsein der Epoche getrieben. Seither ist es komplizierter geworden, ist gerade ein Axiom geworden, Artistisches vermischt sich mit Glaubensverkündung — und wenn es auch nur die Verkündung des gläubigen Unglaubens wäre —, man ist der Toleranz, der Freiheit müde geworden, man hat die Monumentalität der Angst, des Nichts, der Langeweile entdeckt, nie wurde der Spiegel mit solcher Virtuosität gehandhabt

2. Frage:

Ist eine Übereinstimmung zwischen den Tendenzen der zeitgenössischen Autoren und dem Verlangen des Lesers erkennbar?

Antwort:

Gewiss, beides kommt ja aus dem gleichen Erlebnis der Zeit. Auch scheinbare Widersprüche gehören zu dieser Zeit: der Protestant, der sich durch die Lektüre katholischer, kommunistischer und nihilistischer Bekenntnisse als moderner Mensch erweist, der Bürger, der wie ein Löwe um seinen Steuersatz kämpft, im Theater aber die bösgemeinte Karrikatur des Kapitalisten so wenig entbehren möchte wie Essig und Salz im Salat. Natürlich gibt es auch Diskrepanzen zwischen dem, was der Schriftsteller und das Publikum von heute mögen, aber sie sind kaum grösser als zu anderen Zeiten. In der Musik liegen die Dinge anders. Übrigens gibt es auch Zeichen, dass der Schriftsteller materiellen Argumenten nicht unzugänglich ist, wenn es gilt, die Bedürfnisse des Publikums zu befriedigen: Radiohonorare spielen da — allerdings in Deutschland weit mehr als bei uns — schon eine beträchtliche Rolle.

3. Frage:

Ist die Literatur, wie sie uns heute entgegentritt, durch die Symptome eines bestimmten Volkes gekennzeichnet?

Antwort:

Der angelsächsische, besonders amerikanische Einfluss ist heute nicht zu unterschätzen. Im Ganzen scheint mir aber die heutige Lage gerade dadurch gekennzeichnet, dass die Symptome gesamteuropäisch sind und immer mehr global werden.

4. Frage:

Welche literarische Form ist zeitgemäss?

Antwort:

Man spielt mit den alten Formen, sie werden aufgelockert, gemischt, ohne dass eine eigentliche «neue» Form sichtbar wäre — wenigstens wenn man an den bisherigen Formbegriff denkt. Zur «grossen» Form fehlt heute offenbar das naive Selbstvertrauen von einst.

5. Frage:

Sehen Sie eine positive Beziehung zwischen Verleger und Schriftsteller?

Antwort:

Natürlich, auf dieser positiven Beziehung beruht unsere Existenz. Literaturgeschichtliche Betrachtungen, auch solche über die Beziehungen von Autor und Verleger, werden von Autoren geschrieben, sie geben den Autoren-Standpunkt wieder. Differenzen sind die Ausnahme, darum schreibt man über sie (vom Autoren-Standpunkt aus). Die Freundschaft ist die Regel. Man weiss auch, dass man im selben Boot sitzt.

6. Frage:

Welche Art Literatur würde Ihrer Ansicht nach einen vollen Erfolg versprechen?

Antwort:

Ich weiss leider kein Rezept. Allerdings verkauft sich ein Roman immer besser als ein gleich guter Novellenband, und ein Novellenband besser als ein gleich guter Gedichtband, mit Essaybänden ist schwerer Geld zu verdienen als mit Biographien. Und so weiter. Aber das, worauf es doch immer wieder ankommt, ist die Qualität der Einfälle und die Qualität der Durchführung. Den grössten Erfolg verspreche ich mir immer noch von dem Buch, das, mag es nun meinen bisherigen Vorstellungen entsprechen oder nicht, mich selbst begeistert. — Wir warten auf Godot.

Dr. Martin Hürlimann

Zu seinen Lebzeiten hatte Keats kein Publikum gefunden. Und auf seinem Grabstein stand die Inschrift, die er selber gewählt hatte: «Hier ruht Einer, dessen Name in Wasser geschrieben wurde.»

Mitgeteilt von N. O. Scarpi

**D'une pierre on peut faire un poème,
le rire s'y mêle aux larmes et rien ne dure
que la durée qu'il faut pour changer
et pour rester pareil à soi — même.
La musique des fanfares ne m'émeut plus,
mais la foule des passants me touche toujours,
j'aime les voix perdues au fond des cascades du jour,
et le flot sans nombre des pas qui martèlent les rues
dans le dédale des solitudes.**

**D'une larme, d'un rire on peut faire un poème,
et la pierre s'y mêle au long des sanglots.
Le bûcheron qui fait des trous dans la forêt,
avec sa hache étincelante dans les arbres
fait retentir comme une cloche dans ma vie,
et la plainte infinie qui s'échappe de l'aurore
mêle à mon sang le parfum des sèves fraîches.**

**D'une pierre on peut faire un poème,
d'une pierre de larme, de rire, de lune,
d'une simple pierre au bord du chemin,
et tous ce que j'aime y est pour toujours vivant
comme un poème.**

Werner Renfer

Das literarische Cabaret

Moralische Anstalt oder Vergnügungsetablisement?

Dieser Beitrag von Hanns Dieter Hüsich stellt den Anfang einer Reihe von Aufsätzen über die Geschichte des Cabarets dar. In den nächsten Nummern werden vier weitere Abschnitte veröffentlicht. Zusammen will uns die Folge einen Überblick vermitteln über diese Kunstgattung, wo ihr Ursprung liegt, wie ihre Entwicklung vor sich ging, und wie ihre Zukunftsaussichten sich abschätzen lassen. Ausserdem soll der Sinn und Zweck des Cabarets diskutiert werden. Im weiteren wird die Frage gestellt: moralische Anstalt oder Vergnügungsetablisement?

Der Beitrag ist folgendermassen gegliedert:

1. Die Geburt des Cabaret.
2. Das «Brettel» in Deutschland.
3. Das Cabaret in den Zwanziger Jahren.
4. Nach dem zweiten Weltkrieg.
5. Die Zukunft des Cabaret.

red.

Die Geburt des Cabaret

Über das literarische Cabaret gibt es so gut wie keine Literatur. Das mag einmal darin liegen, dass diese Kunstgattung, oder besser Kleinkunstgattung erst kurz 80 Jahre alt ist; zum anderen vielleicht, dass das literarische Cabaret sich ad absurdum führen müsste, schriebe man dicke wissenschaftliche Wälzer darüber.

So wenig man genau weiss, woher das Wort Cabaret kommt: Die einen sagen, aus dem Spanischen cabaretta = Schenke, Kneipe, die andern leiten es von cabaret, jener fächerartigen Schüssel ab, auf der für jeden eine bunte Mischung serviert werden kann, so wenig ist bekannt, wo die Anfänge des Cabarets zu suchen sind.

Stelle man sich die Mansarde in Puccinis «La Bohème» vor, wo der frierende Maler und der hungrige Dichter, der seine Manuskripte ins Feuer wirft, um sich zu wärmen, zusammensitzen: In einer solchen Stunde mag wohl der Gedanke entstanden sein, in einem Nachtlokal aus dem vorhandenen Talent Kapital zu schlagen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wimmelte es in Paris auf dem Montmartre, im Quartier Latin von gebildeten und eingebildeten Genies! Sie schliefen am Tage und bevölkerten nachts possentreibend die damaligen Tanzgaststätten.

Am 18. November 1881 gründete Rodolphe Salis, ein rundlicher Maler und Gastwirt, in einer Montmartre-Schenke das erste Cabaret. Er nannte es: «Chat noir», Schwarzer Kater.

Salis war zuerst Mathematiker gewesen, hatte aber die Differentialrechnung um der Malerei willen aufgegeben. Er verstand wie kein anderer, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. In der Nähe seines Ateliers spazierte er in einem scharlachroten Mantel mit einem befederten Musketierhut und einem riesigen Säbel. Zu seinen regelmässigen Gästen gehörten unter anderen Guy de Maupassant und Sarah Bernhardt.

Salis hatte sein Cabaret mit Nussholztäfelung und teppichbehängten Wänden, geschnitzten Schränken, Rüstungen und Laternen aus Schmiedeeisen ausgestattet. In einem Raum, der der intellektuellen Elite vorbehalten war, wurde die Crème der literarischen Welt von Angestellten bedient, die eine Nachahmung der Uniform der Academie Française trugen. Die führenden Chansonniers des Tages trugen ihre Lieder vor, speziell für das Cabaret geschriebene Stücke wurden aufgeführt und literarische Diskussionen abgehalten.

In den Pausen bewegte sich Monsieur Salis unter den Gästen und begrüßte sie mit altmodischer Liebenswürdigkeit.

Auf den Spuren des berühmten Vaganten Francois Villon wandelnd, verkündete Salis am Gründungsabend seinen Gästen ein

cabarettistisches Manifest:

«Wir legen, ab heute, unsere sämtlichen Manuskripte, Noten, Malereien, Gedanken und deren Splitter zusammen und bilden daraus eine Gesellschaft zur Veröffentlichung unserer bekannten Schöpfungen. Auf diesem Klavier werden unsere Vorträge begleitet werden, und diese Stelle, wo ich stehe, bildet das Podium, auf dem wir unsere Gedichte den Zuhörern, falls sich welche einfinden, vortragen werden. Wir werden politische Ereignisse persiflieren, die Menschheit belehren, ihr ihre Dummheit vorhalten, dem Philister die Sonnenseite des Lebens zeigen, dem Hypochonder die heuchlerische Maske abnehmen, und um Material für diese literarischen Unterhaltungen zu finden, werden wir am Tage lauschen und herumschleichen, wie es nachts die Katzen auf den Dächern tun.»

Ohne Programm, ohne Proben, ohne eine feststehende Ordnung wurde nun aus dem Stegreif gemimt, getanzt und gesungen. Völlig zwanglos fanden sich hier von der Strasse ein: Zarte lyrische Poeten und pathetische Dramatiker, lächelnde Philosophen, wilde Verkünder politischer Satiren und groteske Spassmacher. Sie wurden entweder gefeiert oder ausgepiffen. Die einzige ständige Erscheinung war allein der Conferencier, der den Strom der oft verwegenen Vorträge zu steuern hatte.

Vom Stil unserer modernen Cabarets unterschied sich freilich der «Chat noir» wie eine Arrangierprobe von einer sorgfältig einstudierten Premiere. Bald sah man auch in dieser Kneipe die vornehme Pariser Gesellschaft,

so dass Salis bald höhere Preise für seinen Kirschlikör verlangen konnte. Ein Augenzeuge berichtet:

«Jeden Freitag fanden in einem Hinterzimmer künstlerische Sitzungen statt. Man trug neue Gedichte vor, sagte Couplets von unerhörter Schärfe und Bosheit. Aristide Bruant, von dem wir gleich noch hören werden, sang seine Verbrecherlieder, Rellinat trug Gedichte von Baudelaire und seine eigenen Dichtungen vor, sich selbst am Klavier begleitend. Paul Verlaine und viele andere Künstler mit klingendem Namen kamen regelmässig zu diesen literarischen Freitag-Abenden. Salis vergrösserte bald seine Kneipe, deren Wände sich mit Karikaturen und Bildern von Meisterhand bedeckten.»

Er konnte allerdings nicht ahnen, dass aus dem Tabaksqualm und Weindunst seines improvisierten Bühnchens sich ein ruhmüberglänzter Weg in die Zukunft öffnen würde.

Aristide Bruant, der zuerst seine Lieder in Cafés und Variétés sang, wurde einer der beliebtesten Chansonniers im «Café noir» von Salis. Im Jahre 1885 gründete er aber sein eigenes Cabaret «Le Mirliton», Die Rohrflöte.

Der Empfang in Bruants «Mirliton», dem grössten Konkurrenzunternehmen des «Chat noir», gestaltete sich völlig anders als bei Salis. Aristide Bruant züchtigte seine Gäste mit giftiger Zunge, kaum dass sie Platz genommen hatten, aber er tat das mit so viel Witz und satirischem Talent, dass es bald Mode wurde, sich sein Programm Nacht für Nacht anzuhören.

Im Gegensatz zu Salis' dröhnendem Pathos, war Bruant, der mit hohen Stiefeln, gewaltigem Filzhut und roter Samtweste wie ein theatralischer Apache auftrat, ein Rauhbein von der Urgewalt des geborenen Komödianten. Toulouse-Lautrec, der ein glühender Bewunderer Bruants und Stammkunde seines Lokals war, malte für ihn ein sehr berühmtes Plakat. Bruant war lange sehr arm gewesen und hatte in der Kanzlei eines Anwalts in den Elendsvierteln von Paris gearbeitet, wo sich ihm reichliche Gelegenheit bot, die düstere Seite des Pariser Strassenlebens zu studieren. Als sich später sein Talent als Liederdichter entwickelte, konnte er jenes Leben in seinen Texten um so echter wiederspiegeln.

Ein kleines Beispiel:

Ich steh im Adressbuch!
Was? . . . Na, du genierst dich nicht!
Ich ging mit dir zur Schule,
und darum, du geschmeidiger Lump,
willst du dich anbietern?
Aber du scheint den grossen Karl nicht zu kennen,
du Dreck, Du Hurensohn!
Du weisst nicht mit wem du redest!
Ich steh im Adressbuch!

Allerdings! Im Adressbuch, bei der reichen Sippe,
bei den Haarigen des Viertels,
bei den grossen Bonzen des Handels,
verstehst du, du Wurm!
Lauskerl, Wanzenbruder, Zuhälter, Canaille,
du Stück Mist, Habenichts, Bettelsack!
Na, was sagst du dazu, du Viehzeug?
Ich steh im Adressbuch!

Ich bin Ladeninhaber, zahle Steuern,
bin ein angesehener Kaufmann,
hast du Rentenpapiere?
Kaufst du Dreiprozentige?
ah, beim Himmel, das kannst du nicht,
Keinen Groschen hast du, keinen Sechser!
Ich aber hab mein Schäfchen im Trocknen,
Ich steh im Adressbuch.

Die berühmtesten Lieder Bruants wurden 1912 in einer Sammlung französischer Volkslieder aufgenommen.

Aber nicht nur das literarische Cabaret wurde damals geboren, sondern auch Montmartre wurde zu dieser Zeit Sammelpunkt der Komödianten Frankreichs. Die grösste Chansonnette, Yvette Guilbert, wurde hier entdeckt, ehe sie in ganz Europa berühmt werden sollte. Montmartre wurde zur Heimat des Chansons.

Bald gehörten diese literarischen Kneipen, mit ihrer ganz eigenen Atmosphäre aus Verwegenheit und Rührseligkeit, zu den wesentlichen Attributen der Lichterstadt an der Seine.

Das Cabaret war geboren und mit jeder grossen Persönlichkeit trat es von neuem ins Leben und wuchs aus seiner Zeitgebundenheit ins Zeitlose.

Hanns Dieter Hüsck

Buch und Buchhändler

In einem dem Buchhandel und dem Buchkaufmann zugedachten tiefschürfenden, geistreichen und charmanten Aufsatz in der «Frankfurter Allgemeinen» äusserte sich Wilhelm Röpke unter anderem «dass sich ein Buchladen von anderen ehrenwerten Kommerzstätten eben wie die „Geschichte

der Stadt Rom im Mittelalter" von einem Rindsfilet oder einem Popelinehemd unterscheidet.» Professor Röpke stellt unter anderen Dingen auch fest, dass «der Buchhandel von je zu den Wirtschaftszweigen gehört, in denen man zwar arm, aber schwerlich reich werden kann». Mit Recht fragen Sie, was diese Feststellungen, die Ihnen vielleicht längst bekannt sind, mit dem Thema «Moderne Literatur und Buchhändler» zu tun haben? Nun, sie weisen auf Tatsachen hin, welche den engen Zusammenhang der Existenz unserer Literatur mit der Existenz des Buchhandels beleuchten, und darüber möchte ich Ihnen berichten.

Aus der buchgeschichtlichen Entwicklung hat es sich ergeben, dass ein Buch in der Buchhandlung gekauft werden kann, und dass der Inhaber oder Betreuer einer solchen Buchhandlung sich Buchhändler nennt. Nicht jeder beliebige Kaufmann kann diesen Namen erwerben, in vielen Ländern muss er sich gewissen Bedingungen unterziehen. Zudem soll eine Eignung vorhanden sein. Wer nicht schon sehr jung nächtelang unter der Bettdecke Bücher las, sollte auf diesen Beruf verzichten. Eine grosse Liebe zum Buch, die Gabe, künstlerische Leistungen im Buch von billiger Streu zu unterscheiden, besonders im Hinblick auf neue Werke, sind unerlässlich. Sein Leben lang muss er lesen, was die Welt ihm im Buche bietet, und er hat zu sichten, zu prüfen, auszuwählen und den oft sehr beschwerlichen Weg zum Leser zu beschreiten. Er muss wissen, dass nicht alles Neue «gut» ist, aber er muss das Gute finden und es mit dem Bestehenden vereinen. Diese Vorgänge haben wenig mit dem Kaufmann gemein, sie haben viel mehr mit dem Autor und dem Buche zu tun, mit geistigen Vorgängen, und das andere, das Ökonomische, Kommerzielle, hat sich so einzugliedern, dass eine klare Rangordnung besteht.

Unser Jahrhundert, besonders die letzten Jahre, schufen Tendenzen, die dazu neigen, das Buch in immer wachsendem Ausmasse ausserhalb der Buchhandlung auf den Markt zu tragen. Dem Buch zuliebe darf ich behaupten, dass diese Tendenzen dem Buch und Buchhandel Feind sind. Beispiel: Amerika. Aus einem ursprünglich gesunden Verlagswesen entstand sehr schnell eine Buchindustrie, die die wenigen Buchhandlungen durch den direkten Verkauf erstickten, oder die eine Ausbreitung des Buchhandels verhindern. Ja, der amerikanische Verlag, mit seinem gewaltigen Menschen-Reservoir hinter sich, kann sich nicht mit Büchern «versuchen», wie das der kleine Schweizer Verlag darf. Dieser stützt sich heute noch auf einen gesunden Buchhandel, der ja der verlängerte Arm des Verlages ist und der ihm hilft, auch ein schwer verkäufliches Buch langsam aber doch so abzusetzen, dass der Verlag früher oder später auf seine Kosten kommt. Das ist der Weg des schöngeistigen Buches. Die Buchindustrie, die in erster Linie die Konsumliteratur erzeugt, braucht keine besondere Betreuung. Sie bringt ja hauptsächlich, was gefällt, und das lässt sich leicht, sogar äusserst rationell verbreiten. Damit sind zwei Büchergattungen in groben Umrissen gezeichnet. Innerhalb beider Gattungen liegen natürlich breite Skalen von Wertbegriffen. Was aber die

Sorgen des echten Buchverlags und der Buchhandlung sind, das ist Betreuung und Pflege des Bildungsbuches, des wissenschaftlichen Buches, ohne die unsere Zivilisation nicht bestehen könnte, und des schöngestigen Buches, das die Grundlage unserer Kultur ist. Von diesen letzteren soll nun die Rede sein und diese Belange sind im Verhältnis Buchhändler/Buch die intimsten und heikelsten.

Es ist eine besondere Sache, ob der Buchhändler den Roman eines jungen Autors oder eine Dichtung gegen alle Widerstände (Lauheit, Bequemlichkeit, Ignoranz usw.) verkaufen soll, selbst bei der Gefahr geschäftlicher Verluste. Wirklich leicht ist es, einmal durchgedrungene Autoren, wie Thomas Mann, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt und viele andere, oder der geradezu pathologische Fall des Buches Doktor Schiwago (wobei nichts ausgesagt wird gegen den Autor und sein äusserst dichterisches Werk) in grossen Mengen zu verkaufen. Aber an Bücher und Autoren zu glauben, die zwanzig, dreissig Jahre brauchen, bis sie gelesen werden, sich als Buchhändler vorzunehmen, solche Autoren zu ermuntern, weiter zu schreiben und dem Verleger dazu verhelfen, die Herausgabe irgendwie zu ermöglichen, verlangt grossen Glauben. Wie war das doch mit Albin Zollinger, den nur wenige Freunde lasen, dessen Bücher vor einigen Jahren verramscht wurden, weil die Lagerkosten nicht mehr tragbar waren? Seine schönsten Werke sind heute nicht mehr erhältlich (mit Ausnahme von zwei Büchern). Ja, ich trage den Vorwurf in mir, nicht genügend für diesen Dichter getan zu haben. Und Robert Walser, der heute mit Gotthelf, Keller, Meyer, Spitteler im gleichen Atemzug genannt wird, der schon 1900 im Insel Verlag erschien, den Franz Kafka fasziniert las. Erst heute erscheinen seine Werke wiederum nach langem Schlaf. Frage: Stürzt sich die Buchindustrie auch auf diesen Autor und bringt ihn in grossen Auflagen? Nein, man überlässt es dem Buchhändler für des Dichters Werk zu werben, neue Freunde dafür zu gewinnen, langsam, vielleicht 10 bis 20 Bücher im Jahr zu verkaufen, wenn es gut geht. Dies ist kein Geschäft! Aber es ist eine der Aufgaben des Buchhändlers.

Max Frisch. Ich entsinne mich, wie ich den ersten Kontakt mit ihm bekam. Es dürfte 1932 gewesen sein. In der NZZ erschienen die ersten Arbeiten von ihm und liessen aufhorchen. Als 1934 sein erstes Buch erschien, war mein Glaube an ihn da, und als junger Buchhändler verkaufte ich es mit jugendlicher Begeisterung, welche die damaligen Käufer zweifellos mehr zum Kaufen anregte, als ihr Glaube an einen neuen Schweizer Autor. Einige hundert Buchhändler in Europa, die Begeisterung und Zähigkeit für ein Buch aufbringen, denen es nicht nur um schnelle und billige Verkäufe geht, können Autoren den Weg ebnen und den Verlegern Mut zum Weitermachen geben.

Die bittersten Erfahrungen mit der «modernen Literatur», ich möchte nun doch lieber sagen mit neueren Autoren und neuen Büchern, liegen in den Jahren meiner Lehrzeit. In diese fiel auch die Geburtsstunde der Dreigroschenoper. Diese war für mich der stärkste Eindruck und band mich

für immer an das moderne Theater. Der Autor verschwand nach wenigen Jahren aus den Katalogen und aus den Buchhandlungen: Die deutsche Revolution alles Mittelmässigen überdeckte nahezu jede künstlerische Äusserung. Die Worte jenes Mannes «wenn ich das Wörtchen Kultur höre, ziehe ich den Revolver» waren eben stärker als die Worte der Dichter. Sogar in der Schweiz brauchte es zuweilen Mut, für gewisse Autoren einzustehen. Aber auch andere Beispiele brachten den Glauben oft zum Wanken. Die ersten Übersetzungen von Marcel Proust waren fürchterliche Versager (nicht Proust, sondern die Leser). Und Kafka? Seine Romane erschienen posthum in jenen Jahren in der «Schmiede». So gross meine Begeisterung von diesem «Neuen» war, so schnell verschwanden die Bücher auf dem Ramschmarkt. Hier sei gesagt, dass die Wirtschaftskrise jener Jahre sehr dazu beitrug, verlegerische und buchhändlerische Initiative zu verhindern.

Nicht nur schöngeistige Bücher, Werke der Dichter, der Lyriker, vor allem der Jungen, hatten es sehr schwer (und haben es heute noch); auch manch andere Büchergattung, so das Kunstbuch, lag darnieder. Ernst Ludwig Kirchner (Maler) beklagte sich einmal bitter bei mir, wie schlecht die wundervolle Monographie, die 1926 bei Kurt Wolff erschien (und die heute auf Auktionen «prächtige» Preise erzielt) gekauft werde, wie sich überhaupt niemand um seine Kunst und seine Werke kümmere, dass sich nur gelegentlich ein Freund zu ihm nach Davos hinauf verirre. Ich werde heute bitterböse, wenn ich die Auktionspreise seiner illustrierten Bücher sehe. Beispiele: Georg Heym, «Umbra Vitae», wundervoll mit Holzschnitten von Kirchner illustriert, war noch 1940 in den Buchhandlungen zu Ramschpreisen von 3-4 Franken zu finden. Heutige Auktionspreise rund Fr. 200.—. Jakob Bosshart «Neben der Heerstrasse», illustriert von Kirchner, Ramschpreis bis vor wenigen Jahren Fr. 1.—. Auktionszuschläge heute bei Fr. 80.—. Gewiss, Wirtschaftskrise, Hitler und andere Faktoren haben jene Jahre gezeichnet. Aber es sind nicht die einzigen und wahren Ursachen. Geist lässt sich nicht unterdrücken und vieles hätte in der Schweiz gedruckt werden müssen. Merken wir uns diesen Punkt gut! Viele dieser Bücher wären in die damals unterdrückten Länder gekommen und dort gelesen worden. Mancher Autor wäre nicht verzweifelt und würde heute noch wirken. Aber der Buchhandel war nicht stark genug, die ungeheure Bürde zu tragen und die Überbrückung in bessere Zeiten durchzuführen. Abwehrkräfte gegen den Ungeist lagen trotzdem nie ganz darnieder. Ich freue mich heute noch jener verbotenen Bücher der Literatur und Kunst, die ich zentnerweise, dank «unliterarischer» Zoll- und Grenzbeamter, in die Länder der Diktatur schickte. Auch dies kann unter Umständen Aufgabe des Buchhändlers sein. Vergleiche ich jene langen Jahre mit den Erfahrungen der letzten 10 Jahre, so kann ich feststellen, dass das Interesse und die Anteilnahme am literarischen Geschehen wächst. Wenn es heute der Lyriker immer noch sehr schwer hat, einen Gedichtband zu verkaufen, so darf er doch feststellen, dass er, wenn auch einen kleinen, aber doch

einen Leserkreis hinter sich hat. Zwar sind wir in der Schweiz noch weit entfernt, Echos zu vernehmen auf ein dichterisches Werk, wie z. B. in Frankreich, wo der Gedichtband eines jungen Autors in mehreren Auflagen, ja in mehr als 10 000 Exemplaren erscheinen kann. Aber aus trockenem Boden kann doch einmal ein ergiebiger Humus entstehen. Gemessen an der Zahl der Neuerscheinungen, die an der Frankfurter Buchmesse registriert werden, müsste man auf ein lebhaftes literarisches Leben in den deutschsprachigen Ländern schliessen. In den Redaktionen der Zeitungen häufen sich die zur Besprechung kommenden Werke, und der Rezensent, einer der wichtigsten Vermittler zwischen Buch und Leser, muss sich die Finger wund schreiben, um oft auch nur mit wenigen Sätzen einem Buche zu genügen. Gelingt es ihm aber, für ein Werk eine grössere Zahl Spalten abzurufen, springt der Funke der Begeisterung aus seiner Besprechung, spürt der Leser aus der Rezension nicht nur Intellekt, sondern auch Herz heraus, so hat er der Verbreitung des Buches grösste Dienste geleistet. Der Buchhändler ist ihm zu Dank für ungeahnte Hilfe verpflichtet. Die Buchkritik ist eines der wesentlichen Werkzeuge des Buchhändlers und sie hilft, einem Buch den Weg zu ebnen. Aber allen Bemühungen des Verlegers, des Buchhändlers, des Kritikers, dieser Helfer des Buches entgegen, wächst immer mehr die Frage Konsumliteratur — Bildungsliteratur und ihre Kanäle zum Leser! Lassen wir uns durch die hohen Zahlen der Buchherstellung nicht täuschen! Die Verteilungsapparatur der Konsumliteratur läuft gut, diejenige der schöngeistigen Bücher schwer. Ich habe als Buchhändler oft den Eindruck, mit dem bücherlesenden Menschenkreis dem Tode entgegenzuwachsen. Dem Gespräch mit einem jungen Jugendführer musste ich entnehmen, dass er, infolge Überbeanspruchung beim Studium, kaum Zeit habe, der jungen Literatur Aufmerksamkeit zu schenken. Höchstens reiche es zu einer Orientierung durch die Presse. Oder ich erhalte von einem 60-jährigen Menschen die Erklärung, jetzt habe er Zeit und Musse zum lesen, erst jetzt könne er sich erlauben, an den literarischen Vorgängen teilzunehmen. Ich wage nicht zu sagen, das sei dreissig oder vierzig Jahre zu **spät**. Wieviele Achtzehnjährige, Fünfundzwanzigjährige haben **ihre** Autoren, an denen sie wachsen, die sie durch das Leben leiten, mit denen sie, wenn auch nur in stiller Diskussion stehen? Wie häufig fehlt neben dem Fachbuch, das alle Zeit beansprucht, der Dichter, und sei es in der Form des Taschenbuches? Unverkennbare Symptome. Es ist ein schöner Anblick, wenn Schüler, Studenten in einer Buchhandlung stöbern. Und wenn dabei auch der eine oder andere Schutzumschlag geopfert werden muss. Stöbern heisst suchen, und suchende Menschen, vor allem junge, bringen frischen Wind in einen Buchladen.

Also: Mit eigenem guten Beispiel vorgehen. Kontakt schaffen zwischen Mensch und Buch. Begonnen bei der Jugend. Trotz Überbeanspruchung des lernenden jungen Menschen immer wieder versuchen, ihn an das Buch heranzuführen. Wo notwendig Beratung, subtile Diskussionen, nie Be-

lehrung (das haben sie ja genügend), mit den wesentlichen Büchern der Welt in Verbindung treten, Eindrücke weiterzugeben. Das ist unser Gang auf hohem Seil.

Zu unserer und zur Existenz des Buches soll in der Buchhandlung in einem guten Verhältnis jede Büchergattung gefunden werden: Das zur Unterhaltung und der Entspannung dienende, und für den Buchhändler leichtverkäufliche und daher wirtschaftliche Buch, aber auch jenes aus dem Kulturbedürfnis heraus erworbene, dessen Wirtschaftlichkeit oft fragwürdig ist. Der vermittelnde Buchhändler kann dann in einer gelegentlichen geistigen Bilanz seines Unternehmens zu sich sagen, dass er nicht immer der nehmende, sondern in einem gesunden Verhältnis auch der gebende Partner sein muss.

Fr. Arnold

Der Baum

**Seit ich weit draussen
das Haus in der Siedlung bewohne,
wächst aus dem Keller ein Baum
durch Dielen und Mansarden.
Laub hängt fahngleich
zu allen Fenstern hinaus,**

**der Wipfel wiegt sich
über dem moosgrünen Dach.**

**Ich hause unbesorgt nah dem Gezweig,
im Hof fault der Spalklotz,
auf dem Speicher rostet die Säge.
Nachbarn freilich rufen sich zu:
Sein Haus ist wie unsere Häuser,
was ist der Narr fröhlich —
Hört, er singt in der Frühe, redet
und lacht, wenn es dämmert!**

Der Baum wächst.

Werner Brambach

Literaturwissenschaft und moderne Dichtung

Die Bezeichnung «moderne Dichtung» ist ein Notbehelf, genau wie die entsprechenden Bezeichnungen «moderne Malerei», «neue Musik», «neue Physik». Ende des letzten Jahrhunderts nannte man Impressionismus und Naturalismus «modern». Was wir heute als «moderne Dichtung» und «moderne Kunst» überhaupt bezeichnen, ist jedoch entscheidend gerade durch ein Abrücken vom Naturalismus bestimmt. Wir verwenden die Etikette «moderne Dichtung» als behelfsmässige Sammelbezeichnung für die dichterischen Texte, in denen — über alle Ismen spezieller Gruppierungen hinweg — der Bewusstseinshorizont unserer Epoche aufscheint. «Moderne Dichtung» in diesem Sinne gibt es mindestens seit einem halben Jahrhundert — wie es auch «moderne Malerei», «neue Musik» und «neue Physik» seit einem halben Jahrhundert gibt. Es ist dabei müssig, über die Zuordnung grosser Gestalten des Übergangs (eines Nietzsche, eines Hofmannsthal, eines Thomas Mann usw.) zu streiten. Und wenn auch gerade im deutschen Sprachgebiet die politische Verhetzung des «Modernen» besonders störend gewirkt und so reaktionären Erscheinungen wie dem «völkischen Realismus» (gelegentlich mit klassizistischen Manschetten) die Türen geöffnet hat, so bleibt doch die Tatsache bestehen: Es gibt seit mindestens fünfzig Jahren «moderne Dichtung». Um eine Halbstarkeuseuche also handelt es sich nicht, und auch längst nicht mehr um blosse Experimente. Die geistig lebendigen Dichter unserer Tage sind nicht mehr Eroberer, sie sind bereits Kolonisatoren im Bereich der Moderne.

Um so erstaunlicher ist es, dass die installierte Literaturwissenschaft dem Eigenen dieser Dichtung zumeist noch ratlos gegenübersteht: so ratlos, wie die Gebildeten des achtzehnten Jahrhunderts (vor Herder und vor der Romantik) dem «finstern Mittelalter», so standen die Gebildeten des neunzehnten Jahrhunderts dem Barockzeitalter gegenüber. Diese Ratlosigkeit zeigt sich darin, dass auch die gutwilligen akademischen Interpreten (die es neben Sedl und andern reaktionären Kunstmeiern zweifellos gibt) die moderne Dichtung nur mit negativen Kategorien zu beschreiben vermögen. Hugo Friedrich gibt in seiner Schrift «Die Struktur der modernen Lyrik» (Rowohlts Deutsche Enzyklopädie) aus-

drücklich zu: «Man kann der Tatsache nicht ausweichen, und die gesamte Kritik bestätigt es, dass sich vorwiegend negative Kategorien einstellen. Entscheidend ist allerdings, dass sie nicht abwertend, sondern definitorisch verwendet werden.»

Die negativen Kategorien, mit denen Friedrich arbeitet, sind: Desorientierung, Auflösung, eingebüsste Ordnung, Inkohärenz, Fragmentarismus, entpoetisierte Poesie, Deformierung, Entpersönlichung, ja Enthumanisierung. Ähnlich kommen die im Aufarbeiten reichen Materials so verdienstlichen Manierismus-Untersuchungen von Gustav René Hocke (ebenfalls Rowohlts Deutsche Enzyklopädie) kaum über negative Kategorien hinaus; auch bei ihm ist häufig von Deformation die Rede, ebenso vom Irregulären, von Desintegration, schliesslich von Dekadenz, Disharmonie und «geistigen Abgründen».

Was hilft dabei die Beteuerung, die negativen Kategorien seien nicht abwertend, sondern nur beschreibend gemeint? Im Grunde genommen ist eine derart formulierende Wissenschaft im Verstehen der modernen Dichtung (und Kunst überhaupt) um keinen Deut weiter als die Generation Jacob Burckhardts im Verstehen der Kunstformen des Barockzeitalters. Die Kennzeichnung der modernen Dichtung mit Schlagwörtern wie «Deformation», «eingebüsste Ordnung» und so weiter (vom «Verlust der Mitte» ganz zu schweigen) ist genau so unzureichend wie die Kennzeichnung des Barocks als «verwilderte Renaissance» oder «Auflösung und Verfall des Renaissancestils». Warum aber sollte die Wissenschaft, die inzwischen gelernt hat, nebeneinander das Eigene der Renaissance **und** das Eigene des Barocks, das Eigene der Klassik **und** das Eigene der Romantik mit gleichermaßen positiven Kategorien ins Bewusstsein zu heben — warum sollte diese Wissenschaft nicht auch für die moderne Dichtung die treffenden positiven Kategorien finden?

Macht man sich auf die Suche darnach, so erkennt man bald, wie fruchtbar es ist, den poetischen Strukturwandel als Aspekt (ich sage «Aspekt» und keineswegs etwa «Folge») des allgemeinen epochalen Strukturwandels zu sehen. So wie wir gelernt haben, von der «Renaissance» und vom «Barockzeitalter» als von Epochen zu sprechen, deren Gestaltungskräfte sich in den verschiedenen Künsten, in Wissenschaft und Gesellschaft parallel manifestierten, so lohnt es sich auch, die Parallelität und Interdependenz der künstlerischen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen in unserer eigenen Epoche zu untersuchen. Man wird zum Beispiel entdecken, wie die Konstituierung der neuen Physik (durch Planck, Einstein undsoweiter) und die Konstituierung der neuen Kunst in den beiden ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts zeitlich und sachlich parallel verliefen; Kandinsky, Schönberg und andere Künstler haben in ihren theoretischen Schriften ausdrücklich Parallelen zwischen ihrem Schaffen und den Ergebnissen der modernen Physik gezogen. Bei solcher Betrachtung fällt die Problematik des «Realismus» in der Kunst zusammen mit der Problematik des Begriffs der Materie in der Physik und mit der

Problematik des herkömmlichen Begriffs der Macht in der Politik: Macht als materielle (also zum Beispiel militärische und wirtschaftliche) Stärke. Und etwa im Bereich des Dramas stellt sich heraus, dass das «klassische» Gesetz der drei Einheiten (Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung) genau so lange — und nur so lange — herrschen konnte wie die «klassische» (Newton'sche) Physik: als deren szenisches Korrelat.

Andrerseits bin ich überzeugt, dass auch Rückblicke auf die Geschichte in mancher Hinsicht für das Verstehen der heutigen Kunst aufschliessend sein können: wenn man die Blickpunkte richtig wählt. Um ein Beispiel aus der bildenden Kunst zu nennen: Die hochmittelalterliche Schöpfung der heraldischen Tiere und der Heroldsfiguren überhaupt hat in der Kraft der Abstraktion (eingeschlossen die Befreiung der Gestalt von der «Naturfarbe») einen entscheidenden Ansatz mit neuen Vorstößen der Kunst unseres Jahrhunderts gemeinsam (mag die Heraldik auch bald in kunstgewerblicher Kleinmeisterei erstarrt sein). Und wenn man Dichtern unserer Zeit abschätzig vorhält, sie würden verschiedene Zeiten und Räume «mischen» und «montieren», so darf man doch wohl darauf hinweisen, dass kein Dichter souveräner Zeiten und Räume gemischt hat als der Goethe des «west-östlichen Divans».

Ohne Zweifel leistet die oben erwähnte Manierismus-Forschung unter diesem Gesichtspunkt wertvolle Beiträge zur Erkenntnis, dass es sich bei manchen «schockierenden» Elementen moderner Kunst nicht um etwas Noch-nie-Dagewesenes handelt, sondern um eine Restituierung von Ausdrucksmöglichkeiten, die auch in früheren Jahrhunderten geübt wurden. Fasst man jedoch mit Gustav René Hocke «Manierismus» als Inbegriff des «Antiklassischen» auf, so nähert man sich damit nur einem unter vielen Aspekten der modernen Kunst. Die wiedererwachte lebendige Beziehung zum Ursprünglichen, welche die Fantasiewelt des Kindes und des Märchens ebenso wie prähistorische, exotische und im echten Sinne volkstümliche Kulturen als verwandt empfinden lässt, wird mit dieser Etikette nicht in ihrem Eigentlichen erreicht. Und vor allem gilt es zu bedenken, dass klassische und moderne Kunst Hand in Hand gehen in der Ablehnung des bloss Abbildhaften, des ästhetischen Materialismus (für gewöhnlich «Naturalismus» geheissen), positiv gesagt: in der Betonung des «Geistigen in der Kunst» — wie 1912 die wegweisende Schrift Kandinskys hiess. Und die «konkrete Kunst», die «Gegenstände für den geistigen Gebrauch» schaffen will, pflegt einen funktionellen Idealismus, der in seiner Art strenger ist, als es der anthropomorphe klassizistische Idealismus je war.

Man wird niemals von einem einzelnen Fixpunkt in der Geschichte des Geistes aus das Eigene der modernen Kunst in seiner Komplexität erfassen; man kann jedoch von verschiedenen, ja divergierenden geschichtlichen Blickpunkten aus wesentliche Elemente der modernen Kunst ins Auge bekommen — wie man durch Seitenblicke auf den Strukturwandel in Wissenschaft und Gesellschaft der Epoche sich den Blick für den

künstlerischen Strukturwandel schärft. Damit ist die Erkenntnisaufgabe einer zeitgenössischen Ästhetik, einer zeitgenössischen Poetik aber erst freigelegt, nicht erledigt. Nichts wäre verhängnisvoller, als die künstlerischen Schöpfungen der Gegenwart platterdings einer Genealogie der Kunstformen oder der Zeitgenossenschaft auszuliefern.

Dass die installierte Literaturwissenschaft (besonders die Germanistik) diese Erkenntnisaufgabe noch kaum recht ins Auge gefasst hat, wird einem immer wieder bewusst, wenn man in einem Vorlesungsverzeichnis blättert oder mit Studenten spricht. Doch möchte ich an dieser Stelle, als ehemaliger Zürcher Germanist, eines mit Nachdruck betonen: Ich bin überzeugt — und ich sage das in einem Gefühl echter Dankbarkeit —, dass gerade die Methoden der Interpretation eines sprachlichen Kunstwerks, wie sie in Zürich gelehrt werden, an sich durchaus zureichen, um auch das Eigene (das epochal und individuell Eigene) einer modernen Dichtung ohne Voreingenommenheit aufzuspüren. Zum Beispiel: Wer Grabbes «Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung» mit positiven Kategorien zu interpretieren versteht, wird nicht ratlos vor Ionesco stehen. Solange man aber diese Methoden innerhalb der Universität nur auf Erscheinungen früherer Epochen anwendet, entlässt man jährlich eine Schar von Germanisten, die alsbald im Lehrfach ihren schuldigen Tribut der zeitgenössischen Dichtung gegenüber glauben geleistet zu haben, wenn sie ihren Schülern gelegentlich eine Novelle von Ernst Wiechert oder Werner Bergengruen oder Meinrad Inglin oder ein Gedicht von Rilke oder Hesse (oder Hans Roelli) vorlegen — also das, was sich ohne geistige Neuinvestition am leichtesten ans neunzehnte Jahrhundert anschliessen lässt. Und die Schüler ihrerseits verlassen das Gymnasium dann in der Meinung, Poesie sei eine Angelegenheit des Postkutschenzeitalters . . .

Dr. Hans Rudolf Hilty

Gedanken eines Laien

Noch nie hatten die Hersteller von Druckerschwärze und Papierrollen so herrliche Tage wie in unserer Zeit: riesige Mengen von Geschriebenem aller Qualitäten verlassen die Maschinen: Wissenschaft, Aktualität, Unterhaltung, Belletristik wachsen mit ihren Erscheinungen ins Unendliche und Unfassliche. Die Gestelle der Buchhandlungen bersten beinahe, Kioske

werden zu klein, die Rubrik «Eingegangene Bücher» in Zeitungen und Zeitschriften füllt Spalte um Spalte. «Einzelbesprechungen behält sich die Redaktion vor» lautet etwa ein Zusatz, der diesen langen Listen beigegeben wird. Selbst dort also, wo sich das Lesen auf viele verteilen kann, wird es zur Unmöglichkeit, die Flut zu übersehen, den klaren Blick zu wahren. Wie sollte es denn erst dem Einzelnen, dem Fernstehenden vergönnt sein, über all das urteilen zu können, was sich — sei's zu Recht, sei's zu Unrecht — moderne Literatur nennt?

Was überhaupt zählt zur modernen Literatur, wo zieht sich eine Grenze zwischen jenen Autoren, die nicht mehr zu ihr gehören und ihren, sagen wir, hauptsächlichsten und typischen Vertretern? Und schliesslich: wer entscheidet, ob etwas «Literatur» oder gar «moderne Literatur» ist, ob ein Schriftsteller oder Dichter zu ihrer Seite avanciert oder nicht?

Ist es der vielbelesene Wissenschaftler, der durch gründliche und umfassende Vergleiche zu diesem Resultate kommt, ist es der gewiegte Kritiker auf Grund seines subjektiven Urteils, das dann von der Öffentlichkeit und vor allem von seiner Leserschaft gestützt wird, oder ist es der Verleger, der mit untrüglichem geschäftlichem Fingerspitzengefühl einen Namen lanciert, bekannt macht und damit sich und seinem Schützling die Türe zum Erfolg, zum Ruhm, zum Exponenten der modernen Literatur öffnet?

Oder gibt es irgendwo einen objektiven Massstab der Beurteilung, sozusagen ein narrensicheres Urteil?

Wohl kaum, denke ich. Und dennoch erscheinen jährlich Tausende neuer Bücher und neuer Werke, die sich wahrhaft kämpfende Menschen in echter Hingabe abgerungen haben; und dennoch leben Aberhunderte von ihnen aus dem Glauben an ihre Sendung und Berufung, etwas der Welt sagen und mitteilen zu müssen, in ihrer persönlichen Form und Formulierung, in eigenem Stil und eigener Sicht.

Ich lobe mir diese kleinen Unbekannten, diese unermüdlich Durchhaltenden. Sie tragen ihre Überzeugung weiter in einer Zeit, der Ideale billig geworden sind, sie atmen im Schatten der Grossen ohne unterzugehen und klein beizugeben, sie öffnen ihr Innerstes, ohne das Innerste und Letzte zu erreichen. Und trotzdem sind sie gross und bewundernswert, diese am Rande der Literatur und ausserhalb des Blickpunktes stehenden, dichtenden Menschen.

kmo.

Der Weisheit erster Schritt ist: alles anzuklagen,
Der letzte: sich mit allem zu vertragen.

Lichtenberg

Werden und Vergehen

**Dem Grab der Zeit scheint ihr entstiegen,
Dem Schoss des Alls euch zu entwinden,
Durch Wolken einen Weg zu finden,
Um euch der Erde anzuschmiegen.**

**Man fühlt es, wenn an Wintertagen
Vom Himmel Flock' um Flocke fällt,
Wenn Dämmerchein die Luft erhellt,
Und alle weisse Schleier tragen.**

**Bewegung nur gibt eignes Leben,
Da sie vom matten Grunde trennt
Was kurz sich selber nun erkennt,
Bis Weiss dem Weiss sucht zuzustreben;**

**Bis jede dann ins Nichts entschwindet,
Die andre sieht und doch nicht kennt,
Da keine ihren Namen nennt,
Und Nichts ans Nichts sich nur noch bindet.**

**Das Aug kann über Weiten schweifen,
Ganz trostlos scheint uns heut die Welt.
Und wenn der Schnee dann einst zerfällt,
Wird noch ein Strahl die Erde streifen ?**

llf

In einem Brief lesen wir:

Vinzel, Dezember 1959

Redaktion «Zürcher Student»
Zürich 6

Für Ihren freundlichen Brief danke ich Ihnen aufs beste. Ich verfolge die redaktionelle Arbeit im «Zürcher Student» immer mit grossem Interesse und halte Ihr Blatt für eine der bestredigierten Studentenzeitschriften. Allen Zeiterscheinungen stehen Sie mit Frische, aufgeschlossen und dabei prüfend und unabhängig gegenüber. Sie nehmen mutig Stellung zu den grossen Problemen des Zeitalters, zu ihrer Lösung oder zum Versagen der Generation vor den ihr gestellten Fragen. In Ihrer Publikation wird das unermessliche Gut der Meinungsfreiheit wirklich positiv verwertet. Freie Diskussion erscheint als Ihr Grundprinzip, wobei der wahre Respekt vor der Freiheit, wie er die Angehörigen einer alten Demokratie auszeichnen soll, nie zu Missbrauch oder Übertreibung führt, sondern ein schönes, verantwortliches Masshalten bedingt.

Jetzt lautet Ihr Thema: «Unsere Beziehung zur neuen Literatur und zu ihren Persönlichkeiten». Zeitgenössische Literatur erscheint für jede Generation immer aufs neue als modern, aber wie bald ist sie jeweils schon historisch. Der Strom des Schrifttums fliesst immer weiter, nach ruhigem, kraftvollem Verlauf bisweilen in plötzlichen Schnellen und Abstürzen, hin und wieder bildet er auch gedankenreiche Seeflächen oder er verliert sich in Altwasser und Sümpfe, aber immer ist es der gleiche Strom.

Nach den beiden grossen Kriegen der ersten Jahrhunderthälfte musste auch die Literatur das Dröhnen der Kampfhandlungen übertönen, das in jedem Ohr nachhallte. Wie konnte sie sich vernehmbar machen? Heftigkeit, äusserste Anspannung bis zur Anwendung schärfster Reizmittel, um diese Spannung zu erzielen, setzte ein. Kühne Gestalten, die ihre Sache auf nichts gestellt hatten, traten hervor. Viele von den Überlauten sind heute nun schon wieder gestrig und vorgestrig.

Dem Lebensprinzip des gewaltigen Fliessens muss man sich anvertrauen, nie das Bewusstsein der reinen, klaren Quellen verlieren, denen alles entspringt. Es ist gut, im offenen Fahrwasser zu bleiben, sich nicht durch lianenbehängte Nebenarme verlocken zu lassen, um dann in der Versandung oder im Morast zu enden.

Verlassen wir das Bild und sprechen wir konkret: Auf literarischem Gebiet liegt die Verlockung immer in der Manier. Dort, wo Manier falsche Originalität vortäuscht, beginnt die Gefahr. Zur Manier gehört auch das Mittel der Verblüffung. Echte Originalität ist selten, sie ist nie beabsichtigt und sie ist daran zu erkennen, dass sie überhaupt keine Mittel anwendet. Diese Echtheit als höchste Qualität kann sich hinter jedem Stil verbergen, hinter dem scheinbar neuesten und gewagtesten, ebenso wie hinter ausgewogenen Formen grosser Überlieferung. Auf die Dauerhaftigkeit kommt es beim Kunstwerk an. Das Gefühl für diese Eigenschaft, einmal verloren, wird durch keine theoretische Schulung je wiedergewonnen werden.

Eine Hauptaufgabe der Studenten schien mir immer darin zu liegen, dass sie sich vor «Verbildung» und ihre Urteilskraft von sektenhaften Bekenntnissen und modehaften Hypnosen freihalten. Bewahren Sie, liebe Redaktoren, die Frische, die Ihre Zeitschrift atmosphärisch auszeichnet, die reine Luft, die von den Höhen ins Tal zieht, in ihr gedeiht und erhält sich ein gesundes Urteil.

Mit besten Grüssen und Wünschen zum weiteren Gelingen Ihres Unternehmens, Ihr Carl J. Burckhardt.

Im Zwischenstock

Schriftsteller sind nicht zum blossen Vergnügen da. Sie müssen streiten und herausfordern können, wenn es der Gerechtigkeit zu dienen gilt. Wer glaubt sich nicht dazu berufen, die Welt zu verbessern, solange er noch ein heisses Herz hat? Doch scheinbar will die Welt sich nicht verbessern lassen. Und so spottet man der Schriftsteller und Dichter.

Wenn auch weniger als dem uns in gewisser Beziehung nahestehenden Don Quichote des Cervantes, so ist uns doch des Deutens und Missdeutens genug beschieden. Oft aber ist es merkwürdig still um uns. Es ist die Stille der Bedrängnis und Bedrückung, die ungesuchte Einsamkeit, die niemand leicht erträgt, solange die Eigenliebe nicht gekühlt ist. Die grossen Einsamen sind nämlich tot. Für uns hebt die hergewehrte Einsamkeit den Drohfinger. Und fröstelnd sehen wir uns um, ob wir wirklich so allein und verlassen seien? Es wohnen doch noch andere im breiten Zwischenstock des Schweizerhauses. Immer mehr drängen hoffnungsfroh

vom Erdgeschoss herauf. Ins oberste Stockwerk aber kann keiner ziehen, obwohl es seit langem leer ist. Vielleicht hat es dort nur Fremdenzimmer? Mit Bergschuhen kommt man kaum hinein. Übrigens sind die Einheimischen — trotz ihrer himmelweiten Sehnsucht — wohl für den Zwischenstock geboren. Auf alle Fälle bricht selten einer aus. Die meisten begegnen sich freundlich, führen bedeutende Gespräche, verraten ihre Geheimnisse, schmieden Pläne. Und wenn sie sich in ihre Kammer zurückziehen, dichten und schreiben sie unter Freuden und Schmerzen. So entstehen Bücher, die sie sich gegenseitig unter artigen Widmungen schenken, die aber auch in die Buchhandlungen geraten und zu den Lesern. Oh, sie sind genügsam. Das ist eine ihrer Tugenden oder Schwächen. Der Genügsamkeit wegen bleiben sie im Zwischenstock stecken, höre ich munkeln.

Gemach, mein junger Freund! Tragen wir wirklich allein die Schuld an deinem Unglauben? Was weisst du von unsern himmelweiten Sehnsüchten und hochgemut ertragenen Niederlagen. Sind wir bloss Heimatdichter, Wald- und Wiesenpoeten, bei denen das Menschliche zu wenig weit gespannt ist und deren Sprache zu helvetisch klingt? Sind wir im eng besetzten Zwischenstock wirklich so allein mit unsern Fehlern, dass wir sie nicht zu erkennen vermögen? Ist unser Denken zu wenig barock, nachdem wir doch vor so viel Barockaltären knieten und von ihrer Üppigkeit geradezu benommen sein könnten. Fehlt es uns an Phantasie und Tiefe, an Tugenden und Leidenschaften und Erfahrung im Lasterleben oder etwa nur an Musse und Beschaulichkeit? Gut Ding will Weile haben. Oder ist der Mut zum Erleben und Aussagen und Entblösstsein, zur nackten Wahrheit, zur Anklage und Beschwörung nicht vorhanden? Schüchternheit braucht nicht angeboren zu sein. Wenn wir bei der Kritik ebenso glimpflich davonkämen wie die Gäste in den Fremdenzimmern, wir wären gewiss auch etwas grösser im Ansehen unseres Volkes und damit innerlich gestreckter und hochgemuter.

Je spärlicher ein Bucherfolg ist, umso weniger kann der Verfasser aufatmen und bei edlem Müssiggang sein Innenleben neu bereichern. Aus einem leeren Brunnen schöpfst du umsonst. Ehe das Wasser im Licht plätschern kann, muss es irgendwo im Geheimen quellen. Doch realer Gründe wegen muss unser Schriftsteller stets wieder graben und beginnen, insofern ihm nicht die Gnade beschieden ist, mehr als ein Eisen im Feuer zu haben.

Liegt nicht auch eine Ursache der Bedrängnis des einheimischen Schrifttums darin, dass die Schweizer zum grossen Teil wieder in fremdem Wesen befangen sind, ohne zu merken, wie oft es diesem an Edelreife gebricht. Freilich, als ehemalige Grenzsoldaten haben wir keine verlorenen Schlachten und wilde Fluchten und die ganze Gottlosigkeit politischen, religiösen und moralischen Zusammenbruchs mitverschuldet oder miterlebt. Wer nur in eine Pfütze gerät, muss sich nicht im Morast wälzen. Wo Kirchen nicht in Trümmern liegen, braucht man nicht auf

Ruinen darum zu trauern. Den Teufel an die Wand malen mag, wem es an andern Vorbildern fehlt. Aber auch Biedermeier-Christentum, Geldprotzen und Pseudo-Aristokraten imponieren uns Demokraten nicht, so wenig als es uns gelüstet oder drängt, königliche Schicksale und Intimitäten oder dämonische Gangster-Abenteuer mit erotischen Überblendungen darzustellen oder zu schildern.

Des Dichters und Schriftstellers Stand ist umso schwerer, je enger und kleiner die Verhältnisse sind, darin sich sein Schicksal erfüllen muss. Nur Begeisterung kann die Glut erhalten. Fehlt diese, kommen die kalten, grauen Tage, die Nachtstunden der langen Selbstgespräche, wo der Mensch erfährt, dass sein Herz nicht mehr unversehrt ist. Und wenn Herz und Verstand zu rechten beginnen, müssten Schriftsteller verstummen, wenn sie nicht wieder ein heimlich-heiliger Strahl trifft, der die Begeisterung anfacht und warm hält, bis endlich auch für sie ein Tor aufgeht, ein Zeichen geschieht, ein Echo vernehmbar wird, wofür sich die Dankesschuld nur mit eifernder Besorgnis abtragen lässt.

So werden immer wieder der Stimmen laut, die sich unter Wahrung des Eigenklanges allgemein verständlich machen möchten. Bei gehobenem Mitteilungsbedürfnis sich — gleich Sagen- und Geschichtenerzählern früherer Zeiten — an eine Gruppe von Menschen wenden zu können, bringt Genugtuung. Damit wird eigenes Erfahrungs- und Erkenntnisgut andern zugänglich, verbreitet dem Gehalt und der Kraft entsprechend mehr oder weniger Helle, kann vielleicht zum Nutzen werden, der sich allerdings weder mit der Krämerelle messen noch vom Fiskus errechnen lässt.

In solcher Zuversicht und bei genügender Unabhängigkeit wachsen der armen Dichterseele die gestutzten Schwingen wieder nach. Ohne Selbsterhöhung kann der Schaffende in Sturm und Stille, in Stolz und Zerknirschung das Leben nachzuzeichnen versuchen, wie der Bildhauer den rauhen Stein nach einem blutwarmen Modell zu formen vermag. Ohne einem sturen Dogma verschrieben oder ruhmsüchtig belastet zu sein, lassen sich Einfälle und Bilder, Geringes und Bedeutendes zum lesbaren Ganzen sammeln, ohne dass dafür ein Anspruch auf Ruhm und Unvergänglichkeit erhoben sei. Rasch wird ein Buch von des Jahres vielen Neuerscheinungen überdeckt wie Humuserde vom goldenen herbstlichen Blätterfall, der jedoch selbst wieder Humus werden kann und damit Nährboden und Erneuerung.

So werden für und für auch die Dichter und Schriftsteller zwischen Jura und Alpen, Rhein und Rhone, und ihre verehrten Schwestern in Apoll, menschliches Werden und Schwinden in seiner steten wunderlichen Wandlung und zähen Unvergänglichkeit zu ergründen suchen und wenigstens bruchstückweise in der ihnen von Gott verliehenen Gnade und Geduld deuten und vermitteln. Wer sollte da an der Berechtigung des schweizerischen Schrifttums zweifeln? Selbst auf engem Raum können sich Talente und Begabungen entwickeln und bewähren. Und wenn diese

im Zwischenstock heimisch werden und dabei die Tuchföhlung unter einander und mit Volk und Heimat nicht verlieren, ist es letzten Endes ein Glück, weil dort die Schlichtheit wohnt. Natürlich, prunklos, ungekünstelt, herzhafk müssen die Menschen werden, wenn sie einander besser verstehen und mehr glauben sollen. Wer sich ins Protzen stürzt, das Hoch- und Lauttönende sucht, dem fehlt es an Innerlichkeit und eigener Herzwärme und Begeisterungsfähigkeit.

Um jedoch Begeisterte bleiben und Gebende werden zu können, müssen die Menschen ebenfalls Empfangende sein dürfen, muss ein Niederschlag von diesem Überfluss an Freud und Leid, Gunst und Neid, der die Welt mächtig durchflutet, über sie hingehen, wie der Tau über die Pflanzen. Nur so wird auch die Fackel weiter leuchten, die Fackel geistiger Beunruhigung, die jeder tragen und weitergeben soll, damit die Flamme der Wahrheit und Güte nicht erlösche.

Adolf Fux

Helen

**All Greece hates
the still eyes in the white face,
the lustre as of olives
where she stands,
and the white hands.**

**All Greece reviles
the wan face when she smiles,
hating it deeper still
when it grows wan and white,
remembering past enchantments
and past ills.**

**Greece sees unmoved,
God's daughter, born of love,
the beauty of cool feet
and slenderest knees,
could love indeed the maid,
only if she were laid,
white ash amid funeral cypresses.**

Hilda Doolittle

Wir stellen vor:

(Die nachfolgend verzeichneten Persönlichkeiten sandten uns einen Beitrag für diese Nummer)

Fr. Arnold
Carl J. Burkhardt
Guido Calgari
Adolf Fux
Hans Rudolf Hilty
Martin Hürlimann
Hanns Dieter Hüsch
Georges Poulet
N. O. Scarpi
Werner Weber
Friedrich Witz
Maurice Zermatten

Die Gedichte entnahmen wir:

Aus «Ensemble», ein schweizerischer Beitrag zur zeitgenössischen Lyrik:
Giorgio Orelli: L'ora essata
Werner Renfer: D'une pierre on peut...
Werner Brambach: Der Baum
Aus Penguin Book of modern American Verse
Hilda Doolittle: Helen

Die übrigen Beiträge sind von Studenten und Mitarbeitern.

Zu «Die Dummen sterben nicht aus»

In der letzten Nummer des «Zürcher Student» ist das Phänomen des totalitären Nationalismus und Antisemitismus unter dem Gesichtspunkt der Vernünftigkeit abgehandelt worden. Konsequenterweise wurden die Urheber der Schmieraktionen als «Dumme» hingestellt, und zur Bekämpfung dieser Dummheit wurde Aufklärung empfohlen.

Eine solche Betrachtungsweise ist freilich logisch möglich, kommt dem Problem aber nicht bei, weil sie übersieht, dass die Vernünftigkeit und der sogenannte gesunde Menschenverstand nicht die treibenden Kräfte der Weltgeschichte sind.

Der menschliche Geist, der zum Bewusstsein seiner Freiheit und somit Absolutheit gekommen ist, lässt sich nicht mehr durch Gedankengänge der Menschlichkeit und Vernünftigkeit bestimmen. Er bestimmt sich frei in seiner Willkür, ja muss sich frei bestimmen, um sich auch als das Absolute zu zeigen. Darin liegt der Grund zur rasenden Hingabe, deren der menschliche Geist bedarf, sei es nun der Hingabe an die persönlichen Leidenschaften, an einen Führer und eine Gemeinschaft oder schliesslich an Gott.

Nur ein Leben mit solch totaler Hingabe befriedigt den Geist, ist existenziell. Nach der Vernünftigkeit dieser oder jener Handlung kann nicht mehr gefragt werden, wo es um Sinn oder Sinnlosigkeit allen Handelns überhaupt, um existenzielles Leben oder Leben als sich hinschleppende, mit dem Selbstmord spielende, lebendige Leiche geht.

Diese Hingabe an sich kann und darf man nicht verurteilen, kann sie doch gleicherweise die Leidenschaftlichkeit des Renaissancemenschen, den nationalen Wahnsinn der Nationalsozialisten oder tiefe Religiosität bedeuten.

Es ist kein Wunder, dass gerade die Deutschen, welche die idealsten Geister hervorgebracht haben, auch dem grössten Wahnsinn verfallen sind. Das ist weder ein Grund zu Lob, noch zu Tadel, das muss einfach als geschichtliche Tatsache hingenommen werden. Insbesondere geht es nicht an, den Fall dieses Geistes als Dummheit zu bezeichnen. Noch abwegiger aber ist es, durch Aufklärung und Erziehung zu Vernunft bessern zu wollen. Wir wollen nicht wie die Kommunisten den Erziehungsoptimismus der Aufklärung übernehmen. Als Christen wissen wir, dass man den Menschen nicht zum Guten erziehen kann, ja dass er sich nicht einmal

selbst dazu erziehen kann, sondern dass ihm einzig der Glaube zum Guten verhilft. Das aber ist die Aufhebung der Raserei des Geistes in Gott.

Harald Huber, cand. iur.

Den Gleichgültigen und Vergesslichen ins Stammbuch

Die Machtergreifung Hitlers in Deutschland im Jahre 1933 war nicht zuletzt die Folge des untätigen Abseitsstehens weiter Teile des deutschen Volkes von den politischen Ereignissen. Vielen erschien die Sorge um das Interesse des Staates als das Ordinäre, Niedrige, mit dem sie sich nicht beschmutzen wollten. Sie schieden die Politik aus dem kulturellen Bereich fein säuberlich aus und fühlten sich als die wahrhaftigen Träger der Kultur und als solche erhaben über das Tagesgeschehen. Zwar dachten sie das Gute, doch unternahmen sie nichts, das Schlechte zu verhindern — wer hätte von ihnen, den Sauberen, verlangen können, sich ihre persönliche Sphäre behelligen zu lassen durch niedere Umstürzler, die mit Spruchbändern und Sprechchören durch die Strassen zogen!

Der Film «Wir Wunderkinder» gibt eine recht eindrückliche Vorstellung von jenem Deutschen, der in völliger Unbekümmertheit lebte und sich den Gefahren verschloss, die den Fundamenten des Staates drohten — bis das Unheil nicht mehr abzuwenden war. Wir wissen, wie es weiterging. Heute, fast dreissig Jahre später, sehen sich die freien Völker der Welt — wir zählen uns zu ihnen — in einer ähnlichen Situation wie seinerzeit die noch ausserhalb der braunen Lawine stehenden Deutschen. Wieder sollte eine unsere gesellschaftlichen Grundsätze in Frage stellende Gefahr erkannt und abgewehrt werden. Der Totalitarismus sowjetischer Prägung beruft sich zwar auf eine andere Ideologie als der Nationalsozialismus, doch hat er die Hitler'schen Praktiken unverändert übernommen und in ihrer Abscheulichkeit sogar überboten. Er erhebt den Anspruch auf Weltherrschaft noch viel offener und unverblümter als dies Hitler getan hatte. (In der Art der Geltendmachung dieser Forderung ist allerdings ein Wandel eingetreten, die Flegeljahre sind überwunden, aus dem Boxerstil und der Grobschlächtigkeit stalinistischer Zeiten ist Chruschtschow'sche Galanterie und Bauernschlauheit geworden; viele folgern daraus, dass die Forderung selbst aufgegeben worden sei.)

Was aber tun wir? — Da sass ich letztes Jahr mit ein paar deutschen Studenten zusammen in einem Strassencafé am Kurfürstendamm in Berlin. Man diskutierte. Sie waren übereinstimmend der Ansicht, wir Schwei-

zer hätten eine «naive, verzerrte und voreingenommene Vorstellung» vom Kommunismus. Wenn man unsere Zeitungen und Zeitschriften lese, die einen plumpen, sturen antikommunistischen Kampf führten — der «Nebelspalter» wurde als Musterbeispiel genannt —, so könnte man sich tatsächlich des Eindrucks nicht erwehren, dass wir ein Volk von Spiessern seien. Man könne doch nicht a priori alles als niedrig abstempeln, was aus dem Osten komme, man müsse doch die guten Seiten anerkennen und so weiter . . . (Und das sagten ausgerechnet Berliner!)

Unwillkürlich musste ich an jene ewig gestrigen, aber heute noch umhergeisternden Deutschen denken, die sagen, Hitler sei zwar schon ein Schwein gewesen, aber er hätte neben seinem gemeinen Charakter doch auch geniale Züge gehabt.

Kürzlich sagte mir ein junger Engländer hier in Zürich, Chruschtschow könne ja unmöglich ein so teuflischer Mensch sein, wie ihm nachgeredet werde. Zugleich schwärmte er — und dies passte ausgezeichnet zur ersten Aussage — von Disengagement und einseitiger Abrüstung und beklagte sich, dass die freiheitliche Schweiz intolerant sei gegenüber Pazifisten . . . Ich dachte an etwas, das ich im Geschichtsunterricht gelernt hatte: an jene folgenschwere Deutschlandpolitik der westlichen Demokratien vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges, die untrennbar verknüpft ist mit dem Begriff «Appeasement» (der — glücklicherweise — heute noch einen bedenklichen Klang hat) und mit dem Namen Chamberlin — einem Engländer!

Heute haben die nichtkommunistischen Regierungen eine ähnliche Frage zu beantworten wie die damaligen demokratischen: Welches ist die günstigste Politik einem totalitären, nach Expansion drängenden Machtgefüge gegenüber? Ist es eine Politik des Entgegenkommens und der Nachsicht oder ist es eine Politik der Unnachgiebigkeit, der Stärke, der «Abschreckung»?

Jedermann redet heute vom «Ost-West-Konflikt», und viele vergessen darob, dass dies eine im Grunde unzulängliche Abbreviation ist für den Kampf um Sein oder Nichtsein zweier sich gegenseitig ausschliessender Systeme, des despotisch-totalitären einerseits und des demokratisch-freiheitlichen andererseits.

Wir faseln von «Koexistenz», «Spirit of Camp David», «Besuchsdiplomatie», «Beibehaltung des Status Quo», Gipfel- und andern «Ost-West»-Konferenzen . . . Es sind dies die politischen Beruhigungspillen unserer Zeit.

Ein wunderbares Gefühl der Erleichterung gibt es uns, wenn ein östlicher Diktator amerikanische Arbeiterkinder liebevoll in die Arme schliesst, Hände schüttelt mit westlichen Staatsmännern und diniert mit kapitalistischen Wirtschaftsführern, welchen es zwar weniger um Politik geht als um den gewinnbringenden Osthandel, obwohl sie sich beleidigt fühlen, sollten durch das Wort Lenins, wonach die Kapitalisten, wenn der Augenblick käme, sie aufzuhängen, einander auf die Füsse treten würden, um

den Kommunisten die nötigen Stricke zu verkaufen. Wir beruhigen uns, wenn schon drei Jahre lang kein Freiheitskampf eines der versklavten osteuropäischen Völker niedergeschlagen worden ist. (Tibet ist zu weit weg.) Und wir atmen auf, wenn die kommunistischen Gewalthaber einen Monat lang kein Ultimatum stellen und keine Rede halten, in der sie uns unsere sichere Liquidierung durch ferngesteuerte Raketen ankündigen . . . Dank einer raffinierten Geschicklichkeit der Kommunisten bilden wir uns immer mehr ein, es herrsche ein gerechter Friede auf dieser Welt und es sei kein Grund, besonders wachsam zu sein; ein Konflikt bestehe eigentlich gar nicht, oder, wenn einer entkeime, so läge seine Beseitigung einzig an uns selber. Wir meinen, die Menschenfreundlichkeit des Gegners entdeckt zu haben. Sind wir sicher, dass dies nicht das Präludium einer «kalten Kapitulation» sein könnte? Sam Siegrist, stud. iur.

Logistische Duseleien

Im bewussten Unterschied zu «einfacheren Gemütern» meldete sich im letzten «Zürcher Studenten» ein entschieden komplexerer Geist zu Wort. Kennzeichen: Anerkennt das Faktum «kleinerer Unglücksfälle (Grössenordnung Dampfkesselexplosion), bestreitet aber stracks die Möglichkeit von Katastrophen menschheitlichen Ausmasses. Klippklar wird bewiesen, dass sowas einfach rein unmöglich wäre. Solch inspiriertem Denken eignet die zauberische Macht, unliebsame Perspektiven flugs in liebsame Folgerungen zu verwandeln. — Da schreibt also einer, der weiss, dass bei Kesselexplosionen allerdings Leute umkommen können. Er hat aber anscheinend noch nie etwas davon gehört, dass bei Kernexplosionen Städte ausgelöscht worden sind. Denn wie sollte man es sich sonst zurechtreimen, da ihn über die Unmöglichkeit des Untergangs durch einen Atomkrieg eine geradezu paradiesisch liebsame Gewissheit verklärt? — Motto der Argumentation: «Weil, so schliesst er messerscharf, nicht sein kann, was nicht sein darf» (nach Morgenstern). Wer Augen hat, der lese: «Die Wissenschaft, und die durch Konsequenz aus ihr hervorgehende Technik ist zur Existenzbedingung der Menschheit geworden, obschon man dies nicht gern zugibt.» (Gern oder ungern: Es dürfte bekannt sein. Soweit ist alles richtig.) Und nun der Weisheit letzter, logischer, messerscharfer Schluss: «Existenz und Untergang schliessen sich aber gegenseitig aus.» Man gestatte mir, haargenau zu beweisen, dass es absolut unmöglich ist, mit einem Brotmesser sich oder andern die Kehle abzuschneiden. Brotmesser sind gemacht, um Brot abzuschneiden, Brotessen ist existenz-

notwendig, Brotessen und sich die Kehle durchschneiden schliesst sich aber gegenseitig aus. Stimmts oder stimmts nicht? — Solch scharfer Logiker scheint noch nichts davon vernommen zu haben, dass die sonst so nützliche, kurz existenznotwendige Technik nebenbei zu massiven Vernichtungszwecken gebraucht wird. (Von den Betroffenen als Untergang empfunden.) Warum hat ihm das alles, was in dieser Hinsicht vorgefallen ist und noch vorfallen könnte, so wenig Eindruck gemacht, dass er es einfach gar nicht «weiss», sondern munter und logisch aus der Welt philosophiert? Etwa, weil diese bisherigen Untergänge ja immer nur «die andern» betrafen, die da irgendwo «weithinten in der Türkei», weithinten in Hiroshima, oder etwas weniger weithinten in Deutschland, dranglauben mussten? Er muss wohl der felsenfesten Überzeugung sein, dass es überhaupt nur solche — wahrscheinlich minderwertige oder sündige — «andere» treffen kann; hingegen könnte es der liebe Gott höchstpersönlich einfach absolut nicht verantworten, die Wichtigkeit seiner eigenen Person den Bomben preiszugeben, denn dann wären es ja auf einmal nicht mehr nur «die andern», und es darf natürlich nicht geschehen, da die Existenz unseres Schreibers und Logikers doch, wie jedermann zugestehen wird, unbedingt notwendig ist, Existenz und Untergang schliessen sich aber aus

Darüber brauchte man sich nicht weiter aufzuregen, dass ein von der Gewichtigkeit seiner Person Überzeugter allerhand logische Rösselsprünge macht. Aber ganz so harmlos ist das betreffende Artikelchen über «Das letzte Ufer» nun doch nicht, denn es geht darauf aus, **die Situation einer mit den fürchterlichsten Zerstörungsmitteln gespickten Welt zu verharmlosen, und diese Tendenz erscheint mir alles andere als harmlos.** Man glaube ja nicht, etwas sei unmöglich, allein deshalb, weil es zu ungeheuerlich, zu empörend ist. Unser Schreiber findet die im Film dargestellte Möglichkeit, dass die Menschheit gleichsam zufällig, durch ein technisches oder menschliches Versagen, von diesem Erdball verschwinden könnte, empörend. Ich auch, und doch nicht unmöglich. Wenn durch Wahnwitz fünf Millionen Juden vergast werden konnten, so ist nicht einzusehen, warum nicht schliesslich durch Fahrlässigkeit die ganze Menschheit verheizt werden sollte.

Ich wehre mich gegen die üble Verleumdung, dieser Film sei nichts als ein Geschäft mit der Angst, eine leere Geldmacherei. Allerdings scheint mir auch klar — und hier beziehe ich mich auf den ersten Aufsatz in der Januarnummer des «Zürcher Studenten» —, dass der Regisseur Stanley Kramer nicht nur Kunst um der Kunst willen gemacht hat. Er wollte ein Werk schaffen, das als Aufruf an alle Welt gehen sollte, dem Rüstungs-Amoklauf Einhalt zu gebieten. Wir sollen uns gerade über die im Film gezeigte Möglichkeit empören, um Schlüsse zu ziehen. Eben hier scheiden sich die Geister. Es geht die Meinung, der Film lege falsche, gefährliche, von Panik bestimmte Schlussfolgerungen nahe, und deshalb sei er, ungeachtet anderer Vorzüge oder Mängel, allein aus diesem Grunde ein be-

dauerliches Machwerk. Tatsächlich legt der Film den Schluss nahe, der Rüstungswettlauf bedeute an sich eine tödliche Bedrohung, nicht aber die bekannte Formel, schuld am ganzen Unheil seien die alleingefährlichen Russen, bzw. Chinesen. Dass der Film diese gängige Parole nicht vertritt, macht man ihm offen oder insgeheim zum Vorwurf Nr. 1. Zumindest seien gewisse recht einflussreiche Kreise ungehalten darüber, dass nicht die notorischen Russen als Generalnenner alles Unheils in dieser sonst doch so arglosen, friedfertigen Welt aufgeführt werden. Und deshalb wird der Film als — vielleicht zwar nicht direkt gewollte, aber seiner Wirkung nach — «rote Zweckpropaganda» taxiert.

Überdies sei der Film areligiös. Der Film zeigt nämlich nicht, wie der liebe Gott dann wieder alles in Ordnung bringt. Der Film zeigt nicht die Haltung des gläubigen Christen, dem es doch eigentlich nichts, oder nicht viel ausmachen kann, wenn die Erdkugel, dieses ganze irdische Jammertal, fahrlässig gesprengt wird, da doch nichts gegen den Willen Gottes geschehen kann, und er ja des ewigen Lebens gewiss ist. —

Nur sind die Atomwaffen von Menschen geschaffen, von Menschen, Abkömmlingen von solchen, die sich seit Jahrtausenden Christen nennen, das Liebesgebot Jesu im Munde führten und unentwegt der schlimmsten Gewalt die Hand reichten. Dieser doppelzüngige Ungeist gipfelt in den heutigen, allesverschlingenden Vernichtungsmitteln, und wenn wir diesen letzten Appell zugunsten einer humaneren Haltung nicht verstehen, so ist der Untergang unausweichlich.

Es mag unklug oder naiv sein, dem Westen eine einseitige Abrüstung anzuraten. Aber man soll nicht in den Ton verfallen, die Forderung nach einer allseitigen, von einem Kontrollsystem überwachten Abrüstung, zu verunglimpfen. Abgesehen von der Bedrohung, die eine Rüstung darstellt, welche ausreicht, die Erde unbewohnbar zu machen, wird hier auch in schlimmster Weise Arbeitskraft vergeudet, die notleidenden, hungern- den Völkern zugutekommen könnte. Ich halte es für eine bedauerliche Entgleisung, in der heutigen Situation den dringlichen Ruf nach Abrüstung als «Degenerationserscheinung» verächtlich machen zu wollen. Heroisch-romantisierende Stilisierungen oder pseudoreligiöse Mystifizierung des Krieges als «Glied in Gottes Weltordnung» zeugen gleicherweise von einer unverantwortlichen Frivolität des Unwissens. Es gibt keine «Belagerungen Trojas» mehr; die hochgepriesenen kriegerischen Tugenden der Tapferkeit, Ritterlichkeit, Kameradschaft verlieren allen Sinn angesichts der totalen Vernichtung; die Anrufung all der hohen Ideale, für die angeblich gekämpft werden soll, zerstöbe unter dem schlagenden Wetter des Krieges als ein ohnmächtig-ruchloses Geschwätz.

Ein Gradmesser des Ungeistes, der den ersten Aufsatz durchseucht, ist seine «unauffällige» Einflüsterung von Rassenhass, — und ein übles Zeugnis für uns, wenn wir dessen nicht gewahr werden! Als einschüchterndes Schreckbild ersteht vor uns «das Lächeln eines undurchsichtigen Mongolen». Es wird, wie ganz selbstverständlich, die Meinung geschürt, als ob

die «Mongolen» nichts sehnlicheres im Sinne trügen, als «den lang erhofften Frieden mit einem blutigen Freudentrunk zu besiegeln». Solche Töne stinken zum Himmel von rassischer Verblendung, denn wir brauchen wahrlich nicht erst nach China zu gehen, um Zeugen blutiger Exzesse zu werden, die eben gerade die Ausgeburt einer mörderischen rassistischen und nationalen Überheblichkeit sind. Der Pfeil fällt nämlich auf den Schützen selbst zurück, und wir gewahren unsere «zarten» weissen, «abendländischen» Hände, die bis über die Ellbogen vom Blute rassistischer Unterdrückungen und Ausrottungen besudelt sind.

Hüten wir uns vor solchen Diffamierungen, die in gerader Linie zur brutalen Gewalt hinführen, also letztlich nichts anderes als Kriegshetze sind. Wer aber heute eine friedliche Beilegung der Konflikte nicht mit ganzer Überzeugung anstrebt, der predigt einen bodenlosen Zynismus der Gewalt, er tut also genau das, was er seinen «Erzfeinden» vorwirft: Seine humane Sittlichkeit kapituliert, und es triumphiert ein unmenschliches Machtdenken, das in nihilistische Vernichtungsexzesse ausmündet.

Max Gassmann

«Je n'ai rien contre les Juifs, mais . . .»

«Pas un Français ne sera en sécurité tant qu'un Juif, en France et **dans le monde entier**, pourra craindre pour sa vie» (J. P. Sartre)

Dans tous les pays où ont eu lieu les récentes manifestations d'antisémitisme — et en d'autres aussi — une protestation immédiate s'est élevée, plus ou moins violente selon les différents gouvernements et organes de presse. On a en tout cas rappelé à l'opinion publique un problème très grave dont on parlait peu ou seulement en passant depuis quelque temps. Le fait que dans ce cas aussi on ait exploité le **passé-partout de l'antisémitisme** pour des intérêts politiques est une hypothèse bien probable et justifiée par le synchronisme des événements dans des pays aussi éloignés que l'Allemagne et l'Amérique.

L'exploitation du slogan irrationnel «mort aux Joutres» de la part des forces politiques les plus différentes est une constante historique: il n'est pas nécessaire d'aller chercher loin pour trouver des exemples. Il suffit de penser au rôle joué par l'idéologie raciste dans l'affirmation du nazisme en Allemagne dans les années 30 et qui a eu les tragiques conséquences que nous tous connaissons (ou, peut-être, ne connaissons pas assez) et, dans toute autre ambiance politique, à la campagne anti-

sémite déchaînée par les zars en Russie en 1905, dans le but de détourner le mécontentement populaire dans une direction moins dangereuse pour leur pouvoir.

Mais ce qui est au fond du problème c'est justement qu'une telle exploitation ait été possible à des époques et sous des formes aussi différentes.

Ceci pose donc le problème de comprendre la signification complexe du phénomène antisémite en soi, c'est-à-dire non pas les causes contingentes qui peuvent déterminer à un certain moment historique une explosion de violence contre les Juifs, mais, plutôt, ce qui peut expliquer la persistance dans la société d'un sentiment antisémite, qui peut être exploité si facilement par les démagogues et, en général, par tous ceux qui ont intérêt à localiser et potentialiser autrepars la haine qui pourrait se tourner dangereusement vers eux.

Or, cet antisémitisme latent est une réalité. Pour ne citer qu'un des faits les plus frappants: de 1948 à aujourd'hui 176 cimetières israélites sur 1770 ont été outragés en Allemagne. (La Stampa — 6 gennaio 1960 A. Galante-Gorrone)

Mais en définitive pourquoi l'antisémite s'est-il choisi comme antisémite? Si on lui pose cette question on peut s'attendre à certaines réponses qui, après tout, peuvent très bien rentrer dans un répertoire de lieux communs. Il y en a qui leur reprochent d'être des intriguants, des gens sans scrupules qui songent uniquement à leurs intérêts personnels et à ceux de leur clan, d'être des radins pourris dans l'argent, de vouloir les guerres pour tirer des profits, de constituer une force ennemie à l'intérieur de la nation.

Il y a une vraie mythologie du Juif, dont on peut essayer de reconstruire les raisons psychologiques. Car il est clair que de telles motivations de l'antisémitisme ne se posent pas sur le plan logique, rationnel, mais ressortent d'une couche émotive, irrationnelle.

Dans les «Réflexions sur la question juive» de Sartre on trouve un exemple typique de l'illogicité de la généralisation antisémite: «Une jeune femme me dit: «J'ai eu des démêlés insupportables avec des fourreurs, ils m'ont volée, ils ont brûlé la fourrure que je leur avait confiée. Eh bien, ils étaient tous Juifs».

«Pourquoi (cette femme) a-t-elle choisi de haïr les Juifs plutôt que les fourreurs, pourquoi les Juifs ou les fourreurs, plutôt que tel Juif ou tel fourreur particulier?» C'est la question que Sartre se pose.

Essayons d'abord de comprendre les raisons qui peuvent pousser à projeter un sentiment contingent et lié à un objet particulier sur un ensemble d'individus. Il nous semble pouvoir déceler derrière ces réactions irrationnelles un besoin qui, bien des fois, a des racines inconscientes. Accuser c'est se charger d'une responsabilité: c'est une responsabilité qui peut souvent peser, on refuse de l'assumer personnellement, on veut la partager avec les autres. Si on fait choix d'exprimer son ressentiment

vis-à-vis d'un groupe qui a déjà beaucoup d'ennemis on choisit en même temps de dissoudre sa propre individualité, avec tout son poids, dans l'anonymat. Or, tout antisémite cesse, consciemment ou inconsciemment, d'exister en tant qu'individu, d'accepter une responsabilité en tant que tel, du moment où il choisit de penser et d'agir au nom d'une collectivité. Or, ce qui fait la solidarité des antisémites, il faut le souligner, c'est leur commun permanent besoin d'accuser. Mais, au fond, quel est le sens de cette exigence commune?

Le besoin d'accuser en permanence, d'avoir toujours un coupable à disposition, trahit tout d'abord, une crainte de soi-même, de ses responsabilités: c'est parce qu'il craint de découvrir en soi-même le «visage du coupable», du lâche, que l'antisémite fabrique un coupable professionnel. La totalité juive a de tels caractères de permanente disponibilité: les Juifs sont toujours là, il y en a partout, tout prêts pour être accusés.

Mais comment l'antisémite parvient-il à justifier (pour ainsi dire) en lui-même et les autres le mépris, quand il ne s'agit pas de véritable haine, qu'il porte aux Juifs? On a déjà essayé de mettre en évidence notre avis à ce sujet-là: il ne s'agit que d'un besoin inavoué de projeter sur autrui, sur une totalité, tout le négatif. Mais, comme on l'a déjà vu, l'antisémite essaie de donner des explications à son choix irrationnel. Nous n'allons pas analyser une à une les excuses que l'antisémite nous donne:

Le craintif «je n'ai rien contre les Juifs, mais il faut reconnaître qu'ils sont différents» ou bien «je ne peut rien y faire, ils me choquent physiquement» ou encore, chez certains Chrétiens, «ce sont bien eux les tueurs de Christ»! Ce n'est pas la peine, nous semble-t-il, d'examiner l'illogicité de chaque accusation. Mais considérons quand même l'arrière plan du chef d'imputation le plus commun: la symbiose Juif-argent.

On nous parle de Juifs parasites, trafiquants, commerçants-sales-d'argent comme s'il s'agissait d'une vocation, comme si aucun d'entre eux n'était capable de travailler de ses mains, de construire, de planter des arbres. Il suffit de regarder ce qui se passe en Israël, ce qui se passe quand les Juifs sortent de la situation historique qu'on leur a imposée pendant les siècles de la Diaspora, d'aller dans un kibbutz (communauté agricole) et de voir les pommiers qui ont repoussé parmi les pierres de la Galilée ou dans le désert du Negev, pour croire que les Juifs savent travailler de leurs mains comme les autres hommes.

Si, en dehors d'Israël, très souvent ils ne sont pas «comme les autres», c'est qu'on ne le leur permet pas ou, du moins, qu'on ne le leur a pas permis le long des siècles. Songeons aux ghettos fermés dans beaucoup de pays à notre siècle encore, songeons à l'interdiction faite aux Chrétiens par l'Église au moyen âge de se souiller avec des affaires d'argent. Les Juifs, c'étaient des marchands, des banquiers, ils se souillaient avec l'argent, ils péchaient pour les autres (ils étaient bien tolérés pour ça, en ce temps-là: ils accomplissaient un fonction bien précise dans la

société!). C'est bien vrai qu'ils ont souvent gardé cette tradition dans le choix de leur travail. Mais on peut très bien s'expliquer les raisons psychologiques pour lesquelles les Juifs gardent jalousement toute tradition: c'est justement pour maintenir et resserrer les liens entre condamnés, pour garder tout ce qui peut faire l'union du groupe dans la commune défense.

C'est justement cette attitude de défense, de crainte potentielle, de faiblesse, qui fait du Juif une victime facile pour ceux qui ont besoin de victimes. On comprend le mécanisme qui régit l'absurde logique de l'antisémitisme: puisque le Juif se défend c'est qu'il est coupable, puisque tous les Juifs se défendent, c'est qu'ils sont le Mal.

Et finalement on en voit l'aboutissement: d'un côté le Mal, tout le Mal, et de l'autre, nécessairement, tout le Bien; d'un côté les coupables, de l'autre les nobles, les purs. On connaît le hideux visage d'une telle noblesse: c'est une noblesse fatale, qu'il ne faut pas gagner, qui ne demande aucun effort, aucune responsabilité à celui qui la possède: à «l'élus» dont parlait Hitler.

C'est une noblesse de lâches et d'irresponsables: qui n'a d'autres force que la violence, l'injustice faite à autrui. Une manière d'être facile, qui ne demande aucune justification engageante. Si on prend une position négative vis-à-vis d'une idéologie, si on dit: «je suis antilibéral», ou «anticommuniste», on est obligé de soutenir sa propre affirmation sur le plan rationnel, on ne peut pas dire «je ne peux rien y faire, ils me choquent physiquement».

Mais l'antisémite lui, c'est justement contre la raison qu'il s'affirme, ce ne sont pas des idées, des valeurs positives qu'il défend, mais par sa position émotive, irrationnelle même, il nie le dialogue.

On a vu qu'il s'est affirmé dogmatiquement comme «le pur», celui qui est du côté du Bien, parce qu'il a comme ennemi le Mal, le Juif. Non seulement il refuse toute responsabilité de ses actes mais, bien plus, il croit être l'instrument d'une justice fatale.

Et puisque à la base de cette justice il n'y a, comme on a vu, que la **haine** irrationnelle contre les Juifs, les réalisations de cette justice ne peuvent être que des actes de violence. Ce n'est que par la destruction, que l'antisémite peut réaliser la mission dont il se sent chargé. A ses yeux les six millions de Juifs massacrés pendant la dernière persécution naziste constituent une gigantesque réalisation de justice.

Tout antisémite se sent donc, au fond de lui-même, solidaire des tortionnaires de Auschwitz et Buchenwald, des bourreaux des fours à gaz: c'est cette image monstrueuse qu'on ne peut s'empêcher de voir derrière ceux qui souillent les murs par des croix gammées et des «Judens raus!» Mais le danger d'un déchaînement de violence commence beaucoup plus tôt: il faut le voir, aussi inavoué et inconscient qu'il soit, même chez ceux qui se bornent à leur petit «je n'ai rien contre les Juifs, mais . . .»

Gianna Polacco Sergio Albeverio

Uli und die Musik

Die «Zürcher Woche» ist eine Zeitung, der das Papier nicht zu gut ist für den Abdruck seitenlanger Diskussionen, die unter dem Titel «Podium der Jungen» segeln und worin sich einige frisch den Teen ages Entwachsene über das unterhalten, was man aktuell Fragen zu nennen pflegt. Besondere Geistesgaben werden anscheinend von den Diskussionsteilnehmern nicht verlangt. Dennoch hat sich letzthin ein gewisser Uli ganz besonders hervor getan bei der Diskussion über das schöne Thema «Wir und die Musik». Dieser Uli hat es verstanden, aus einer langweiligen Untief- bis Tiefgründelei eine hervorragende Blödelei zu machen. Er verdient, schon bei Lebzeiten einen Nachruf zu erhalten.

Beginnen wir mit den Personalien, soweit sie von der «Zürcher Woche» veröffentlicht worden sind. Es handelt sich um einen Uli, angeblich stud. phys., geboren 1939. (Der Verfasser verbürgt sich nicht für die Richtigkeit der Angaben.) — Der angebliche stud. eröffnet also das trübe Kapitel über sein Verhältnis zur Musik mit den geflügelten Worten:

«Ich empfinde Musik eher als Background. Konzerte sagen mir gar nichts.»

Bitte, das steht ihm frei. Man kann ja auch ein achtbarer Mensch sein, ohne für den Karajan zu schwärmen. Immerhin ist es sonderbar, dass einer, der Musik nur als Nebengeräusch empfindet, an Diskussionen darüber das grosse Wort führt, statt im Background zu bleiben. Aber Uli, angeblich stud. phys., will sein Lichtlein nicht unter den Scheffel stellen: «Die Musik, die mich am meisten anspricht, ist das Geräusch eines sauber laufenden Motors.»

Dieses Bonmot kommentieren wir nicht.

«Ins Armstrong-Konzert nahm ich die Box-Handschuhe mit, weil ich wusste, dass es nachher eine Schlägerei geben würde.»

Konzerte sagen ihm zwar nichts (siehe oben!), aber eine gewisse rudimentäre Beziehung zur Musik scheint doch vorhanden zu sein. Auf alle Fälle fühlt sich der handfeste Musensohn berechtigt zur Forderung:

«Man sollte in der Schule mehr Musikunterricht einführen . . .»

— hört, hört! —

«. . . und zwar auf Kosten des Religionsunterrichtes.»

Die Pädagogen werden für diesen Fingerzeig unendlich dankbar sein. Der Religionsunterricht gehörte zwar nicht zum Diskussionsthema, aber man war nicht kleinlich. Und im übrigen ist ja auch dem Uli die Glaubens- und Gewissensfreiheit verfassungsmässig garantiert.

Mit der ihm eigenen Freimütigkeit äusserte sich der angebliche stud. phys. Uli auch zur Frage: «Wenn nun das Radio eine Sinfonie von Mozart spielt, wer von ihnen stellt ab?»

«Ich stelle nicht ab, wenn ich zu faul bin. Im übrigen komme ich gar nicht in die Lage, eine Mozart-Sinfonie zu hören, weil jene Sender, die ich höre, nie «entgleisen».

De gustibus non est disputandum — mit dem Uli schon gar nicht. Es schickt sich ja auch nicht, dass gewisse Leute ums Verroden Mozart am Radio hören wollen, wo doch der Uli, angeblicher stud. phys., geb. 1939, mehr für Bäckgrund-Mjuhsigg ist. Wer murt da? Beim Armstrong noch einmal, muss ich die Box-Handschuhe holen? Mit den Anhängern der klassischen Musik wird so ein Uli nämlich spielend fertig. Kühl stellt er fest:

«In der jetzigen Zeit gibt es Jazz-Festivals, aber keine klassischen Festivals. Zugegeben, ich war noch nie in der Tonhalle, doch glaube ich kaum, dass sich das Hallenstadion bei einem klassischen Musikfestival füllen würde.»

Harte Worte aus dem Munde eines Kenners der Materie! Es gibt allerdings mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als Uli's Naseweisheit sich träumen lässt. Beispielsweise klassische Musikfestivals. Zugegeben, diese Veranstaltungen in Luzern, Montreux, Ascona, Zürich usw. verblassen neben den glänzenden Ereignissen eines Jazzfestivals im Urban oder einem Louis-Armstrong-Konzert. Aber da sind die symphonischen und philharmonischen Orchester ganz selbst schuld; warum verstecken sie sich in so unbedeutenden Konzertsälchen! Ins Hallenstadion müssten die Geigenfritze umziehen. Akustik? Man komme doch einem angeblichen stud. phys. nicht mit Akustik. Erstens ist die Akustik kein Kriterium, und zweitens ist im Hallenstadion die Luft gar nicht so schlecht. Nein, der Uli braucht keine Belehrungen, der weiss schon, was er sagt:

«Ich sehe nur eines: für Musik und Kultur ist heute kein grosses Interesse mehr vorhanden.»

Dass für Jazzfestivals Interesse vorhanden ist, gibt der angebliche stud. zwar zu. Offenbar rechnet er den Jazz nicht zur Musik. Sei dem, wie es wolle, das mangelnde Interesse für Musik und Kultur ist eine traurige Sache. Die Träne quillt! — bei mir wenigstens. Der Uli ist freilich eine robustere Natur und spricht gelassen:

«**Die Kultur lässt mich persönlich auch kalt**, einzig diejenige des Essens nicht.»

Darf ich daran erinnern, dass sich der Kerl stud. phys. nennt? Etwas befremdlich erscheint mir allerdings, dass dieses Studium durch den Magen gehen soll. Oder haben die Physiker jetzt tatsächlich sich von aller Kultur losgesagt? — Es kann nicht sein; und Uli hat sich wohl bloss irrtümlicherweise den Titel stud. zugelegt. Hoffen wir, dass er den Irrtum bald einsehelt

Rudolf Bolli, stud. phil. I

Unsachliche Kritik

Zum Artikel «Pfiffe gellen durch die Nacht», von Herrn Theo Theuer, möchte ich einige sachliche Bemerkungen anbringen.

1. Zum Abschnitt: «Es begann an der Kasse.» Es wurde für diese Vorstellung eine grosse Anzahl von Legi-Karten abgegeben. Mir selbst sind Leute bekannt, die auf solche Weise in die Aufführung gelangten. Dabei konnten sie schon Karten im Vorverkauf beziehen, was als ein grosses Entgegenkommen des Theaters den Studenten gegenüber zu werten ist. Eine solche Vergünstigung gewährt kaum ein anderes Theater. Am Abend selbst war die Vorstellung jedoch ausverkauft, so dass weder mit, noch ohne Legi weitere Karten erhältlich waren.

2. Zum Orchester: Im Zürcher Stadttheater spielt das Tonhalleorchester, das weit über unsere Landesgrenzen hinaus einen hervorragenden Ruf genießt. Selbst scharfe Kritiker können auch an seinem Zusammenspiel nichts aussetzen.

3. Zum Dirigenten: In besagter Aufführung dirigierte Otto Ackermann, einer der angesehensten Operndirigenten Europas, der lange musikalischer Oberleiter der Kölner Staatsoper war. Seine Zauberflöten-Interpretation erregte auch in Fachkreisen des Auslandes Bewunderung.

4. Zum Text: Der Text von Herrn Schikaneder **war** gekürzt. Die Bemerkung, dass die Handlung bisher Herrn Theuer unverständlich war, beweist, wie richtig man daran getan hat, den Text in etwas erweiterter Fassung als gewöhnlich darzubieten. Dabei entspricht der humorvolle Ton der Worte einerseits, deren freimaurerisches Pathos andererseits in ausgesprochenem Masse dem Geiste Mozarts und gehört nun einfach zur Oper. Sonst könnte man sich ja auf eine konzertmässige Aufführung beschränken.

5. Zur Regie: Hierin verrät Herr Theuer seine Unerfahrenheit auf dem Gebiete der Oper und seinen schlechten Geschmack vollends. Er würde auch in München, Bayreuth, Salzburg und Wien keine befriedigende Operaufführung finden; denn Prof. Hartmann, der für diese Jubiläumsinszenierung gewonnen werden konnte, ist an all diesen Bühnen und an anderen mehr ein sehr gesuchter und beliebter Regisseur. Seine Zürcher-Inszenierung darf als eine der hervorragendsten Leistungen unseres Theaters in den letzten Jahren angesehen werden, für die ihm jeder Opernfreund dankbar ist.

6. Zum Applaus des Publikums nach der Pause: Wenn das Publikum Herrn Ackermann nach der Pause mit einer Sympathie-Kundgebung begrüßte, war das eine berechtigte Dankbarkeitsbezeugung einem schwergeprüften Manne gegenüber, der dem Theater schon manche schöne Stunde bereitet hat und auch an diesem Abend einen Beweis von seinem Können gab. Es ist im übrigen lächerlich, diesen Applaus als frenetisch zu bezeichnen und die hier **wirklich unangebrachten Pfiffe** als diszipliniert. Pfiffe können bei anderer Gelegenheit (auch in der Oper) einen Sinn haben; hier handelte es sich wirklich um bössartige Pöbeleien. Allerdings hat beim Pfeifen der Polizist kein Recht, einzugreifen. Hierin wäre Herrn Theuer recht zu geben.

7. Zum Zürcher Publikum: Meines Erachtens war das Zürcher Publikum an diesem Sonntag mit Recht von den Leistungen seiner Oper begeistert. Die Überheblichkeit, mit welcher über die Besucher des Stadttheaters geurteilt wird, scheint mir eines Studenten unwürdig zu sein. Dies hat wohl auch jeder andere Leser beim Durchlesen dieses Abschnittes so empfunden. Es ist bedauerlich, dass ein Kunstinstitut in unserer Stadt, das in der letzten Zeit durch gewaltige Anstrengungen einen beachtlichen Aufstieg erlebt hat, nicht mehr geschätzt wird. Das Stadttheater gilt auch heute noch in manchen Kreisen als Bühne provinziellen Niveaus, was den Tatsachen nicht im entferntesten entspricht. Daher wird es oft zum Freiwild der Kritik all jener, die sich nicht getrauen, ihrer Kritiklust dort freien Lauf zu lassen, wo es wirklich berechtigt wäre. Es wäre schade, wenn sich Studenten durch eine so unsachgemässe Kritik beeinflussen liessen und sich so der Freude an der Oper, die auf den Zuhörer eine einzigartige Faszination ausüben kann, entziehen würden. Es ist nicht zu leugnen, dass die Oper eine der herrlichsten Kunstschöpfungen des Abendlandes ist, die heute keineswegs als überlebt angesehen werden darf. Ich möchte daher ganz allgemein jeden Mitstudenten dazu aufrufen, sich von der Qualität unseres Theaters und der Bezauberungskraft der Oper durch eigenen Besuch zu überzeugen! Gerhard Huber

Wir sind überzeugt, dass Kommilitone Huber mit seinem Beitrag eine Stellung vertritt, die in weiten Kreisen Anerkennung finden wird. Ebenso aber drückt Theo Theuer die Ansicht vieler Studenten aus, die mit den Leistungen des Stadttheaters nicht zufrieden sind. Wenn es schon den Anspruch erhebt, über mehr als provinziellen Rang zu verfügen, so verpflichtet es sich damit auch, Entsprechendes zu leisten. Wir möchten uns nicht leiten lassen von Überlegungen wie: Könnte es dem Theater schaden, wenn wir diese oder jene Kritik erscheinen lassen. Allein dazu fühlen wir uns verpflichtet, der Haltung unserer Kommilitonen Ausdruck zu geben.

red.

Obligatorisch

Zu einem Artikel von cand. med. R. H. Bachmann in der Dezembernummer 6 / 1959 des «Zürcher Student»

Es ist erfreulich, dass die Bemerkungen um die Reform des klinischen Studiums bei Lehrern und Studierenden ein starkes Interesse hervorrufen, aber es ist weniger erfreulich, wenn auf sozusagen alle Vorschläge von der einen oder andern Seite in allzu affektbetonter Weise reagiert wird. Dadurch werden die schwierigen Verhandlungen, welche im Interesse der Sache Objektivität und Unparteilichkeit erfordern, wenn sie in nicht allzu ferner Zukunft zu einer neuen Studienordnung führen sollen, nicht erleichtert. Herr cand. med. R. H. Bachmann hat sich in der letzten Nummer des «Zürcher Student» vorwurfsvoll zu einem Artikel geäußert, den ich in der Schweiz. Ärztezeitung über die angestrebte Reform des Medizinstudiums veröffentlicht habe und in welchem ich angeblich eine Prüfung in Psychologie forderte, weil nur auf diese Weise «das Interesse der Studenten an einer solchen Stoffweiterung geweckt werden könnte». Leider stand in der Ärztezeitung der entsprechende Passus unter einem von der Redaktion eingefügten Titel «Examensfächer», so dass tatsächlich der Eindruck entstehen konnte, ein Examen in Psychologie werde postuliert. Davon kann jedoch keine Rede sein und es ist auch nie von irgend einer Seite ein entsprechender Vorschlag gemacht worden. Psychologie soll weiterhin in der Psychiatrie und den klinischen Fächern geprüft werden. Ich schrieb, «es werden heute zwar Vorlesungen über Psychologie gehalten, aber es scheint, dass sie nicht den Anklang gefunden haben, den man von ihnen erwarten sollte». Diese Feststellung entspricht leider der Tatsache, ebenso wie sie für die Pathophysiologie (ein anderes **theoretisches** Fach, dem vermehrte Beachtung geschenkt werden sollte) zutrifft, weil der vor wenigen Jahren von einigen Privatdozenten unternommene Versuch, eine Vorlesung über Pathophysiologie in Zürich einzuführen, mangels einer genügenden Beteiligung der Studenten aufgegeben werden musste. Theoretische Fächer scheinen offenbar bei den Studenten weniger beliebt als die von Herrn Bachmann angeführten Vorlesungen mit vorwiegend praktischen Gesichtspunkten. Ich versuchte daher in dem erwähnten Artikel, den Ursachen nachzugehen, indem ich neben andern Gründen vermutete, dass «das vielleicht damit zusammenhänge, dass ein Examen in Psychologie nicht verlangt werde». Im Gegensatz zur Psychologie ist für die Pathophysiologie von verschiedener Seite in der

neuen Studienordnung ein Examen gefordert worden. Die Frage ist noch nicht abgeklärt.

Wir müssen bei der Schaffung einer Studienordnung von realen Tatsachen ausgehen, wenn auch dabei «manche Illusionen», wie Herr Bachmann schreibt, «verloren werden müssen». Es kommt einzig und allein darauf an, wie der junge Arzt nach dem Staatsexamen am besten vorbereitet die ihm anvertrauten Kranken betreuen kann. Alle andern Fragen, auch Prestigefragen der Interessierten, sollten dabei zurücktreten. Das Problem, welche Fächer als obligatorisch erklärt werden müssen, darf nicht nach dem jeweiligen das Fach lesenden Dozenten, sondern muss nach der Wichtigkeit des Stoffes beurteilt werden. Dozenten wechseln, der Stoff bleibt. Die Interfakultätenkommission hat kürzlich eine Delegation der schweizerischen Klinikerschaft, welche die Wünsche der Studenten vorgebracht hat, angehört. Sie war von der hervorragenden Arbeit der «Kliniker» beeindruckt und hat viele Anregungen empfangen. Alle Teilnehmer haben es als äusserst wertvoll empfunden, dass an der neuen Studienordnung nicht nur die Fakultäten und die schweizerischen Ärzteorganisationen, sondern auch die Studenten, auch wenn sie selbst die Verbesserungen nicht mehr nutzen können, aktiv mitarbeiten. Aus diesem Grund hat mich aber der Schlusssatz des Bachmann'schen Artikels, in welchem mit dem Alter der Studenten argumentiert wird, sehr nachdenklich gestimmt und ich habe es bedauert, dass das Hauptanliegen von allen, die an der neuen Studienordnung arbeiten, nämlich den Studenten möglichst früh zur aktiven Mitarbeit und Verantwortung heranzuziehen, in meiner Orientierung über die Probleme der Studienreform in der Schweizerischen Ärztezeitung nicht klarer zum Ausdruck gekommen ist.

Die Studienreform soll es ermöglichen, die von **Karl Jaspers** umschriebene Aufgabe der Universität, «die Wahrheit in der Gemeinschaft von Forscher und Schüler zu suchen» besser als bisher zu erfüllen. Prof. R. Hegglin

Sowjetische Jugend und russische Kirche

Von einem Mitarbeiter des Schweizerischen Ost-Institutes, Bern.

Die Kirchen der Sowjetunion — alle ausländischen Beobachter sind sich darin einig — sind gut besucht, und zwar von zwei Kategorien von Gläubigen: alten Frauen und sehr jungen Leuten, besonders in der Altersgruppe um zwanzig.

Auch die Sowjetpresse bestätigt diese Erscheinung, wobei sie Befürchtungen über diese Rückkehr der Jungen zur Kirche äussert. Die Ver-

öffentlichungen ergeben das Bild einer dermassen deutlichen Entwicklung, dass gewisse Schlüsse unbedingt gezogen werden können.

Ein zwanzigjähriger Student der Rechte der Moskauer Universität, Evgenyi Babkov, erschien vor einem Tribunal von Kommilitonen, weil er als Ministrant in der Kirche diente. Nach dem Organ der Jungkommunisten, **Komsomolskaja Pravda**, antwortete er: «Ihr fragt mich, wie ich trotz meinem Glauben Fächer wie materialistische Philosophie studieren kann . . . an Gott glaube ich, den Marxismus jedoch erörtere ich bloss. Seit ich neun Jahre alt bin, höre ich den Ruf Gottes; ich glaube von ganzem Herzen an seine Allmacht.»

Das Blatt verhehlt nicht, dass Babkov höchstwahrscheinlich von der Universität ausgeschlossen wird.

Die Sovetskaja Kultura veröffentlichte am 10. März 1959 eine Kritik des Bühnenstückes «Die Fackel», das in Tbilisi (Georgien) aufgeführt wurde. Es ist die Geschichte eines jungen Russen, der aus Berufung Priester wird. Der zum Inhalt äusserst kritische Artikel zitiert einen Ausspruch des jungen Mannes, der an der Universität Wissenschaft studierte und den Krieg mit zahlreichen Auszeichnungen beendete: «Nach allem, was ich im Krieg sah, habe ich verstanden, was man den Menschen sagen muss. Ich habe verstanden, dass sie vor allem getröstet werden müssen; das heisst, dass sie den Glauben haben müssen. Jetzt hat man mich nötig. Man hat mir eine Gemeinde gegeben, dann eine weitere, und immer mehr, immer mehr.» Schliesslich schreibt der Autor der Kritik, das Stück zeige den jungen Priester durchaus nicht als Einzelfall oder als ungewohnte Erscheinung.

Auch Beispiele für religiösen Fanatismus fehlen nicht.

Komsomolskaja Pravda vom 15. April 1959 erwähnt den Fall des dreiundzwanzigjährigen Bobrovskij, der seinen Zivilausweis, sein Dienstbüchlein und andere Dokumente aus religiöser Überzeugung verbrannte. Vor die Behörde gerufen, um ein neues Dienstbüchlein zu erhalten, bekreuzigte er sich dreimal: «Gott behüte mich davor! Ich will keine solchen teuflischen Papiere.»

Das Blatt zitiert folgendes Gespräch:

«Sie müssen doch Ihre militärischen Pflichten erfüllen, Bobrovskij?»

«Ich bin Christ!»

«Sie sind doch sowjetischer Bürger?»

«Nein, ich gehöre Gott.»

«Sie können an Gott glauben, das ist Ihre Sache. Aber Sie müssen den sowjetischen Gesetzen gehorchen, oder nicht?»

«Ich gehorche den göttlichen Gesetzen.»

«Die Bibel sagt aber, dass alle Macht von Gott kommt. Also auch die sowjetische Macht.»

«Sie ist eine Strafe Gottes.»

Die Zeitschrift **Znanje** enthält in ihrer Nummer vom April 1959 einen Artikel über den «Kampf um die Seele der Jungen». Der Artikel berichtet

von einem Besuch im antireligiösen Museum von Leningrad. Am Schluss fragt ein Student den Führer: «Sie sagen, dass die Religion ihre Wurzeln in der Ausbeutung der Klassen hat. Warum verschwindet sie denn nicht in unserem Land, wo man eine klassenlose Gesellschaft errichtet hat? Sie sagen auch, man finde die Grosszahl der Gläubigen bei Leuten ohne Bildung. Wie kommt es denn, dass grosse Gelehrte an Gott glaubten?» Das alles geschieht in der Sowjetunion, wo vor wenigen Jahren die Religion noch aktiv verfolgt wurde, **wo heute noch** aktives Bekenntnis zur Religion **Ausschluss aus Schulen und Stellen** zur Folge haben kann.

Das Patriarchat von Moskau gab kürzlich ein Büchlein «Die russische Orthodoxe Kirche» heraus, wo man folgende Stelle über die Ausbildung junger Priester lesen kann:

«Im Gegensatz zu den Priesterseminarien des alten Regimes, wo die Mehrzahl der Studenten aus Kindern von Priesterfamilien ohne jede innere Berufung bestand, zählen die Seminarien heute nur noch überzeugte Schüler, die voll bewusst die schmerzliche Laufbahn des Apostolats gewählt haben.» Die Bilder aus den Priesterschulen — es gibt heute in der Sowjetunion acht unterstufige Seminarien und zwei Hochschulen — zeigen Mengen von Studenten, um die manche westliche theologische Fakultät froh wäre.

So wendet sich heute ein Teil der sowjetischen Jugend bewusst der Religion zu, genau wissend, welcher Preis dafür bezahlt wird.

Ursache dieser Tendenz ist am ehesten die **geistige Leere**, die sich seit einiger Zeit in der Sowjetunion herausbildet. Der Kommunismus als Staatsreligion hat kaum mehr einen einzigen Gläubigen. Man legt ihm ein Lippenbekenntnis ab, um seine Treue zum Staat ausser Zweifel zu stellen, wie es in Rom die ersten Christen taten.

Die menschliche Seele — besonders bei den Jungen — erträgt aber auf lange Sicht kein geistiges Vakuum. Die Jugend muss an etwas glauben, sich für etwas begeistern können.

Die Religion ihrerseits ist in der Sowjetunion durch das läuternde Feuer der Verfolgung gegangen. Sie hat sich all jener entledigt, die aus Gewohnheit oder aus Interesse nachliefen. Sie ist damit zu einer neuen und jungen Kraft geworden, die sich dem ideologisch toten Kommunismus gegenüber aufrichtet.

Es ist daher nicht erstaunlich, dass die Jungen, wie immer zum Nonkonformismus hingezogen, sich für diese neue Kraft zu begeistern beginnen — besonders, da ihr ausserdem noch der Geschmack der verbotenen Frucht anhaftet. Es ist ihre Art, ihre Revolte gegen ein reaktionäres Regime zu dokumentieren, das ihnen eine eigene Religion aufzwingen möchte. Die Zukunft erst wird weisen, ob die totalitäre Diktatur diese wertvollen Regungen erneut unterdrücken können. Der verstärkte Feldzug für den Atheismus in der Sowjetunion beweist, dass die Führung nichts unterlässt, um die Religion und den Glauben zu bekämpfen.

Öffentlicher Grund

Der Parkplatz vor dem neuen Physikinstitut der Universität ist öffentlicher Grund. Dennoch sind bereits zwei Drittel aller Parkplätze mit Auto-nummern bezeichnet. Zwar ist rechtlich damit keine neue Sachlage entstanden: Wer seinen Wagen also auf einen solcherart bemalten Platz abstellt, kann in keiner Weise belangt oder gebüsst werden. Faktisch respektieren aber die Studenten die Sperre, in der Annahme, fest angestellte Assistenten oder gar Dozenten hätten sich einen Parkplatz reserviert. Abgesehen davon, dass vorerst noch genug Parkraum zur Verfügung stände, wenn alle Plätze offen wären, haben auch Leute sich einen Platz gesichert, welche dazu auch kein moralisches Recht haben. Ein Mechaniker, der selbst seine Nummer auf den Boden strich, hat seinen Wagen über den Winter sogar eingestellt, so dass ein Parkplatz also laufend unbesetzt bleiben muss.

H. Kleiner

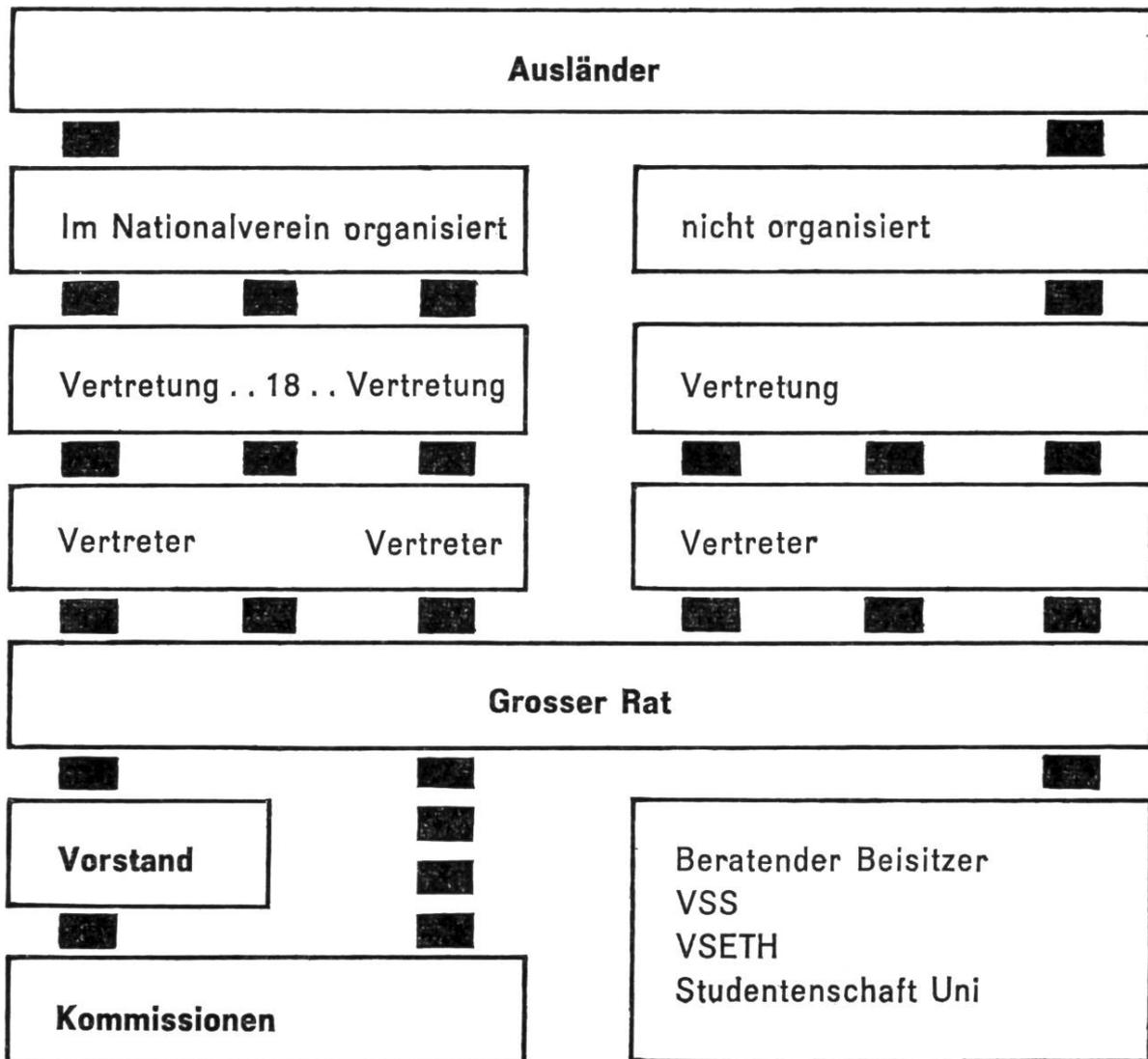
Der Verband im neuen Gewand

Der Februar 1960 wird wohl als ein besonderer Monat in die Chronik des Verbandes ausländischer Studierender eingehen. Es kam nämlich, juristisch betrachtet, zu einer Art Revolution, die ihr höchstes Organ und damit die Grundlage abänderte. Die neuen Statuten wurden angenommen. Ich möchte hier eine kurze Orientierung über die Aufgaben und die Zusammensetzung des Verbandes geben.

In Artikel 2 sind seine Ziele folgendermassen formuliert:

- a) Pflege freundschaftlicher Beziehungen unter allen ausländischen Studierenden sowie mit schweizerischen akademischen Kreisen.
- b) Vertretung der Interessen der ausländischen Studierenden.
- c) Wissenschaftlicher und kultureller Austausch.

Anhand eines Schemas lässt sich sehr deutlich der Aufbau des Verbandes erkennen:



Der bis hierher aufmerksame Leser wird vielleicht ein wenig ungeduldig fragen: Das ist ja alles wunderbar formuliert und organisiert, aber was bietet mir der Verband an praktischen Möglichkeiten? Die Ziele im Artikel 2 festgelegt bestimmen diese und so kommen wir zu folgenden Aktivitäten:

- Zweimal im Jahr veranstalten wir ein grösseres Fest:
 1. im Wintersemester die Weihnachtsfeier
 2. im Sommersemester die Garden-Party.

— Fast jede Woche haben wir eine «Coffee-Hour», wo ein Nationalverein uns etwas Spezielles seines Landes in Filmen und Vorträgen bietet, oder wir stellen ein uns alle interessierendes Thema zur Diskussion. Manchmal werden auch Bridge und Schach gespielt oder wir laden zum

Tanz ein. Unsere «Coffee-Hour» ist ein Erfolg. Andere haben nämlich unsere Idee übernommen und wurden unsere «Konkurrenten»!

— Zu erwähnen bleibt noch die gute Zusammenarbeit mit dem VSETH, dem wir versucht haben, bei seinen Bemühungen um den Kontakt Schweizer-Familien/Ausländer zu helfen.

— Der zweite Punkt der schon erwähnten Zielsetzung des Verbandes war die Vertretung der Interessen der ausländischen Studierenden. Wir haben ständig Kontakt mit den Rektoraten beider Hochschulen und den diplomatischen Vertretungen der einzelnen Nationen. Dadurch ist es uns ermöglicht, studentische Probleme der sich im Gastland aufhaltenden Studierenden zu erörtern und bei eventuell auftretenden Schwierigkeiten tatkräftig zu helfen.

— Wissenschaftlichen und kulturellen Austausch wollen wir schon bald erweitern durch Reisen, die wir zu organisieren versuchen. Wir beabsichtigen, wenn möglich schon am Ende des Sommersemesters, eine Reise in eines der hier vertretenen Länder durchzuführen, wofür wir die Hilfe jenes Landes in Anspruch nehmen wollen. Wir hoffen, auf diese Weise einen Einblick in das Studentenleben, die technischen und kulturellen Möglichkeiten eines andern Landes zu erhalten und so — mit unserem Interesse — einen bescheidenen Beitrag zur Integration zu liefern.

Jetzt haben wir den VASZ ein wenig ins Rampenlicht gezogen. Wir hoffen, dadurch einige Fragen, die man uns stellen möchte, beantwortet und den Zweck unserer Arbeit dargelegt zu haben.

Doch ist der Vorstand gerne bereit, weitere Auskünfte zu geben. Schriftlich ist er zu erreichen unter VASZ Postfach ETH, Zürich.

Ben J. Brugman, Präsident

Wie Studenten wohnen?

Während des Wintersemesters fand in der Universität und in der ETH eine Ausstellung der Wohnbaukommission statt, die über studentische Wohnfragen berichtete und Wege zur Behebung der Wohnungsnot aufzeigte.

Die Texte, Bilder und Tabellen erschütterten den Besucher nicht nur wegen des Mangels an günstigen Zimmern, sondern weit mehr noch

wegen eines anderen Mangels: des Mangels an Deutsch-Kenntnissen der Veranstalter! Nichts gegen Leute mit geringen Sprachkenntnissen! Doch empfehle ich ihnen, einen «Sachverständigen» beizuziehen, wenn sie eine Ausstellung aufbauen. Vor allem sollten sie keine Sprüche über Bildung zum Besten geben wie den folgenden: «Gemeinschaft ist ein Weg zu echter Bildung, die ja nie blosser Besitz, sondern ein Vorgang ist, der sich am Menschen und mit ihm vollzieht.»

Was ist der Grund meines Zorns? Weniger die verflixten Druckfehler; so wenn man «persönlich» in «persöhnlich» umwandelt oder bei «Hochschul-sportanlage» nicht an die Grossschreibung denkt.

Umso schwerer wiegen die «gewollten» Fehler: «Wie wohnen Studenten» — Das Fragezeichen musste sogenannten graphischen Rücksichten zum Opfer fallen! «Heute sind etwa 600 dieser Pendler die jeden Tag über 2 Stunden unterwegs sind.» Zu ergänzen wären «es» und ein Komma.

Nun zu den Stil-Fehlern! «Mieten ganzer Wohnungen von Studentengruppen hat sich sehr gut bewährt.» Auf deutsch: «Das Mieten ganzer Wohnungen durch Studentengruppen . . .» «Heute wohnen etwa 4000 Studenten in fremden Zimmern. Über 700 weitere werden gegenwärtig noch gesucht.» Bei dieser Wohnungsnot sind 4000 Studenten eigentlich schon genug; wieso braucht es da noch 700 mehr? Hätte man 700 Zimmer geschrieben, wäre ein Missverständnis ausgeschlossen. Auch den nächsten Satz versteht nicht jeder auf den ersten Anhieb: «Die meisten Studenten sind Untermieter in Altwohnungen — davon 85 % in den Kreisen 1, 6, 7, 10, wo gerade die meisten Altwohnungen abgebrochen werden. 65 % zahlen über 90 Franken im Monat.»

Wer errät den Sinn folgender Schöpfungen? Unter der Überschrift «Individuum und Gemeinschaft» wird gesagt: «Die Projektierung muss von der Wohnzelle und von der Gruppierung derselben zu Wohn- und Lebensgemeinschaften ausgehen.» Oder unter dem Titel «Verhältnis zur Landschaft»: «Das Gebäude soll zusammen mit der soziologischen Struktur und den funktionellen Beziehungen den architektonischen Aufbau bestimmen.» Unter einer andern Schlagzeile lesen wir: Das Gemeinschaftszentrum (Mensa, Versammlungsräume usw.) «bildet zusammen mit der Promenade und den Plätzen die kollektive Sphäre der Siedlung einerseits und die räumliche und geistige Verbindung mit der Hochschule andererseits.»

Die letzten drei Unfälle kann man höchstens damit entschuldigen, dass sie von **einzelnen** Studenten stammen, die damit ihre Bau-Entwürfe erläutert haben. Die Schuld trifft nicht die ganze Wohnbaukommission.

Schade, dass diese gute Idee der Wohnsiedlung nicht für würdig befunden wird, in einem entsprechenden Rahmen der Öffentlichkeit bekanntgegeben zu werden!

S. Schuller, stud. iur.

Die Wohnbaukommission sucht als weiteren Mitarbeiter einen Germanisten.

Die Redaktion

Der Schweizerische Gesamtkatalog

Nachweis und Vermittlung ausländischer Literatur

Der 1927 begonnene, von der Schweizerischen Landesbibliothek in Bern geführte Gesamtkatalog schweizerischer Bibliotheken hat zum Zweck, die in schweizerischen Bibliotheken vorhandene **ausländische** Literatur durch Standortnachweis zugänglich zu machen.

Nach bescheidenen Anfängen während der 30er Jahre wuchs der Katalog besonders nach dem Kriege rapid an. Heute zählt er 2 Millionen Titeltkarten, die auf drei Gruppen: Autoren, Anonyma und Zeitschriften verteilt sind. Von einer gleichzeitigen Ordnung des eingehenden Materials nach sachlichen Gesichtspunkten muss aus verschiedenen Gründen abgesehen werden.

Sämtliche öffentlichen Bibliotheken, Universitäts-, Stadt- und Kantonsbibliotheken melden dem Gesamtkatalog laufend ihre Anschaffungen. Gegenwärtig muss jährlich ein Zuwachs von ca. 150 000 Meldungen verarbeitet werden. Neben den grossen Bibliotheken nehmen aber auch zahlreiche Industrie-, Verwaltungs- und Institutsbibliotheken an diesem Gemeinschaftsunternehmen der schweizerischen Bibliotheken teil. Dies erhöht den Wert des Katalogs beträchtlich, da diese Bibliotheken vielfach wertvolle Spezialsammlungen enthalten.

Die Zeitschriftenabteilung des Katalogs ist teilweise im Druck erschienen («Verzeichnis ausländischer Zeitschriften in schweizerischen Bibliotheken» 4. Auflage 1955, Supplement I, 1957), so dass sich Interessenten direkt über den eventuellen Standort ausländischer Zeitschriften in der Schweiz orientieren können.

Dank dem gutfunktionierenden interbibliothekarischen Leihverkehr stehen dem Benutzer neben den Beständen der öffentlichen Bibliothek seines Wohnortes die Bestände aller andern dem Gesamtkatalog angeschlossenen Bibliotheken zur Verfügung. Bestellungen für Literatur, die in der von ihm benutzten Bibliothek fehlt, werden von dieser auf Wunsch an den Gesamtkatalog weitergeleitet. Die dabei verwendeten, gleichzeitig als Quittung dienenden Bestellformulare ermöglichen eine rasche Vermittlung der gewünschten Literatur. Im Normalfall steht diese dem Benutzer innert 3-4 Tagen zur Verfügung. Bestellungen, für die kein Standort nachgewiesen werden kann, werden vom Personal des Gesamtkatalogs bibliographisch auf ihre Richtigkeit überprüft. Nach Korrektur falscher Zitate kann die gewünschte Literatur oft genug ermittelt werden.

Für blossen Standortnachweis ohne Vermittlung der Literatur kann der Gesamtkatalog vom Benutzer direkt angefragt werden. Auch Literaturzusammenstellungen werden nach Möglichkeit geliefert, zumindest aber Hinweise auf einschlägige Bibliographien.

Die in der Schweiz nicht greifbare Literatur kann in vielen Fällen aus einer ausländischen Bibliothek besorgt werden, Zeitschriftenartikel in Form von Mikrofilmen oder Fotokopien. 1958 wurden vom Gesamtkatalog rund 1100 Bände und Zeitschriftenartikel aus dem Ausland vermittelt.
Schweizerische Landesbibliothek

SOS — SOI

In den 40er Jahren begann ein Student sich zu interessieren für die Probleme des Kommunismus. Je länger er sich damit beschäftigte, desto mehr erkannte er die Gefahr, die der sowjetische Totalitarismus mit seinem Weltherrschaftsanspruch in sich birgt — eine Gefahr, in der nur wenige eine direkte Bedrohung ihrer Freiheit sahen und heute noch sehen. Und je klarer sich diese Situation abzeichnete, desto deutlicher stellte sich dem Studenten Peter Sager die Aufgabe, sein Leben in den Dienst der Aufklärung über den Kommunismus und damit in den Dienst des Kampfes für die Freiheit zu stellen.

Nach beendetem Studium baute Dr. Sager eine Osteuropa-Bibliothek auf, mit dem Ziel, die theoretischen Grundlagen des Kommunismus und die praktischen Auswirkungen dieser Lehre im bestehenden und angestrebten Herrschaftsbereich der Sowjetunion anhand der einschlägigen Literatur aufzuzeigen. Heute stellt diese Bibliothek mit einem Bestand von 15 000 Bänden, 60 000 Seiten auf Mikrofilm, 70 000 Zeitungsausschnitten und 400 abonnierten Zeitungen und Zeitschriften innerhalb ihrer Zielsetzungen eine der besten Sammlungen der Welt dar. Sie ist das einzige Instrument, das in der Schweiz eine wissenschaftliche Erforschung des Kommunismus erlaubt; sie steht jedem ernsthaft interessierten Schweizer zur Benützung offen.

Auf der Grundlage dieser Informationsquelle und zu ihrer Auswertung schuf Dr. Sager das Schweizerische Ost-Institut (SOI) mit der Aufgabe auf wissenschaftlich einwandfreie Art und Weise die wirtschaftliche und politische Entwicklung des Ostblocks zu beobachten. Die Untersuchungsergebnisse werden in verschiedenen Veröffentlichungen einem grösseren Kreis von Interessierten zugänglich gemacht. Das SOI ist damit das einzige Mittel in der Schweiz, das eine wirksame Kampfführung gegen den kommunistischen Expansionsdrang ermöglichen würde.

Und für dieses SOI ist heute in der Schweiz das nötige Geld nicht zu finden!

Man kann sich fragen, ob wir überhaupt den Kommunismus zu bekämpfen haben, denn wir Schweizer werden heute nicht unmittelbar angegriffen: unsere kommunistischen Parteien spielen keine wesentliche Rolle im öffentlichen Leben; es wird auch keine nennenswerte Infiltration versucht. Das ist denn auch der Grund, warum man sich häufig in Sicherheit wähnt. Dabei wird jedoch übersehen, dass das Ziel der sowjetischen Aussenpolitik heute nicht die direkte Eroberung des Westens ist. Es wird aber mit ungeheurer Energie und mit riesigen Mitteln daran gearbeitet, die 1,1 Milliarden der zwischen West und Ost unentschiedenen Entwicklungsländer in den kommunistischen Machtbereich zu ziehen. Wenn dies in ganz Asien und Afrika gelingt — auf Grund der bisherigen sowjetischen Anstrengungen und der nicht einsetzenden westlichen Abwehr, könnte es sehr wohl schon bis in zwei Jahren geschehen —, ist es völlig klar, dass Westeuropa und damit die Schweiz nicht mehr lange ihre Freiheit werden erhalten können: das Schicksal Europas entscheidet sich in den wirtschaftlich schwach entwickelten Gebieten Afrikas und Asiens. Es zeugt also von erschreckender Kurzsichtigkeit, wenn man meint, wir würden nicht bedroht, wir könnten ruhig weiterschlafen und Schätze anhäufen, wir brauchten nichts zu unserer Verteidigung zu tun, da wir ja nicht im eigenen Land sondern **nur** in den Entwicklungsländern angegriffen werden. Gegen diese Unfähigkeit, über seine eigene Nasenspitze hinauszusehen, kämpft Dr. Sager mit seinem SOI. Sein ganzes Lebenswerk ist nach dem Ziel ausgerichtet, uns die Augen zu öffnen, uns die nötige Weitsicht, den klaren Blick zu geben, um unsere Situation richtig zu erkennen und in ihr richtig handeln zu können.

Und jetzt steht also aus finanziellen Gründen dieses Werk vor dem Untergang, das SOI vor dem Konkurs. Als letzter Rettungsversuch wird nun die Herausgabe einer neuen Zeitung unternommen. Ein Teil des Abonnementspreises soll der Finanzierung des Institutes dienen. Mit der Zeitung wird noch ein zweites und wichtigeres Ziel erreicht: es wird ein Instrument zur Aufklärung breiter Kreise geschaffen, um ihnen zu zeigen, was jeder Einzelne tun kann und tun muss, um die Freiheit zu erhalten. Nach ihrem Ziel heisst die Zeitung denn auch **«Der klare Blick»**; sie soll nicht eine weitere unter vielen Zeitungen darstellen, sondern ein Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa. An uns Studenten ist es nun, diese Zeitung zu unterstützen. Denn wir werden uns zeitlebens mit dem Kommunismus auseinandersetzen haben. Und da ist es wichtig, dass wir uns für die Zukunft ein Instrument, wie es das SOI darstellt, zur Aufklärung über den Kommunismus und zu seiner Bekämpfung erhalten. Wenn es uns gelingt, bis Ende Jahr 10 000 Abonnenten zu finden, ist das Institut gerettet. Jeder von uns kann und muss die Zeitung abonnieren, jeder von uns kann und muss unter Verwandten, Bekannten und Freunden Abonnenten werben. Mit einer Karte können die nötigen Unter-



Studenten lieben

das freie Wort und die offene Diskussion. Deshalb gehört ihre Liebe dem humoristisch-satirischen **Nebelspalter**. Weil der Nebi ein quicklebendiger, junger, frischer, zuweilen auch stachliger, zum Widerspruch auffordernder Geselle und Gefährte ist, hat jeder Leser je nach Temperament ein ganz besonderes Verhältnis zu ihm. Mit einem Abonnement sichern Sie sich die regelmässige Zustellung. Bestellungen nimmt der Nebelspalter-Verlag Rorschach gerne entgegen. Begabte Künstler, an ihrer Spitze der unbezahlbare Bö, gehören mit namhaften Schriftstellern zu den ständigen Mitarbeitern des Nebelspalters.



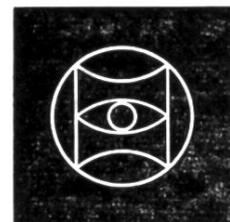
Mikroskop SM

Das Mikroskop SM ist ein vielseitiges Gebrauchsstativ für monokulare und binokulare Beobachtungen. Hervorstechendes Merkmal ist die neuartige, tiefliegende Einknopfbedienung für Grob- und Feineinstellung.



W. Koch Optik AG
Bahnhofstrasse 17
Zürich 1

Optik Mikro Foto Kino



lagen (Werbenummern des «Klaren Blicks», Bestellblöcke zur Abonnentenwerbung, Werbeplakate zur Verteilung in den Geschäften) vom Schweizerischen Ost-Institut, Jubiläumsstrasse 41, Bern, verlangt werden.

Hier bietet sich endlich eine Möglichkeit, nicht nur zu reden, sondern etwas Konkretes für unsere Freiheit und gegen den Kommunismus zu tun.

Uli Kunz, iur.

Krise im Verband der Schweizerischen Studentenschaften

Vom 26.-29. November 1959 fand in Lausanne die 40. Generalversammlung des VSS statt.

Die dort gefassten und nicht gefassten Entschlüsse verursachten im Blätterwald der deutsch- und westschweizer Zeitungen ein erhebliches Rauschen, das leider zu einer Art «Kontroverse» ausartete. Der VSETH und die Studentenschaft der Universität möchten nur kurz die wesentlichen Tatsachen hier zur Kenntnis bringen.

Die Auseinandersetzungen gingen hauptsächlich um drei Dinge:

- a) die Sozialpolitik des VSS
- b) die Aussenpolitik des VSS
- c) die Neuwahlen für den Vorstand

In der Sozialpolitik lehnten die Deutschschweizer Sektionen eine Motion ab, die eine Zusammenfassung und Richtlinie der Politik des VSS in sozialen Fragen sein sollte. Warum? Die darin enthaltenen Gedanken waren gut, aber der Wortlaut sehr «klassenkämpferisch» gehalten. Mit einer Annahme dieser Motion hätten sich Studentenschaft und VSETH lächerlich gemacht.

In der Aussenpolitik brachten die Deutschschweizer Sektionen sehr deutlich den Drang zum Ausdruck, die Kontakte mit den sog. «Entwicklungsländern» mehr zu pflegen und lehnten eine Motion ab, die offiziellen Kontakte mit dem kommunistischen Welt-Studenten-Bund (IUS) forderte. Was die Wahlen anbelangt, so ist klar, dass die deutschschweizer Sektionen Studenten in den Vorstand wählten, die gewillt sind, diese Forderungen zu vertreten und durchzuführen.

du

Drei Hauptanliegen hat die kulturelle Monatsschrift DU: bildende Kunst der Gegenwart und Vergangenheit, schöpferische Photographie, kritische und schöne Literatur. Auf diesen drei Gebieten darf sie sich rühmen, erste Kräfte aus aller Welt zu ihren Mitarbeitern zu zählen. Vor allem aber werden Bilder und Texte in einer Gestaltung dargeboten, die an Sorgfalt und drucktechnischer Leistung ihresgleichen sucht

Jahresabonnement

Inland Fr. 34.—, Ausland Fr. 44.—

Conzett & Huber

Druckerei und Verlag Zürich 4

Morgartenstrasse 29 Telefon 051 / 25 17 90

Studierende sind erst recht darauf angewiesen!

auf konzentrierte und vollwertige Nahrung zu achten. Als Zwischenverpflegung und zum Knuspern eignen sich ganz besonders folgende Spezialitäten:

«Schweizers» Sonnenblumenkerne

naturbelassen, unbehandelt, enthülst und gereinigt.



Nuss-Mandel-Fruchtschnitten



ein delikater Leckerbissen von hohem Nährwert. Eine Vollkostnahrung aus sonnengereiften Früchten des Südens, hochwertigen Zutaten und reinem Bienenhonig. Enthält wichtige Aufbaustoffe und mundet herrlich.

Erhältlich in **Reformhäusern** in Zürich bei:

Kreis 1: Egli & Co., Münsterhof 20,
zur Meise
Kreis 6: Filiale Universitätstrasse 118
Kreis 1: Talacker, E. Mazzola, Talacker 35
Kreis 1: Müller AG, Rennweg 15
Kreis 8: Filiale Feldeggstrasse 50
Kreis 3: Müller-Stricker, Zweierstrasse 120
Kreis 3: W. Hirt, Birmensdorferstrasse 432

Kreis 4: J. Häussler, Werdstrasse 49
Kreis 6: M. Steffen, Schaffhauserplatz
Kreis 7: F. Erne, Forchstrasse 179
Kreis 9: H. Baumgartner, Badenerstr. 654
Kreis 11: J. Naef, Salerstrasse 12
Filiale Schwamendingen:
Dübendorfstrasse 7
Kreis 11: G. Bürki, Franklinstrasse 7

Bedauerlicherweise hatten diese Ereignisse zur Folge, dass die Westschweizer Sektionen auf die zwei Ihnen zustehenden Sitze im Vorstand verzichteten und sich in eine «opposition constructive» flüchteten. Und daher sitzen nun nur Deutschschweizer und ein Tessiner im Vorstand des VSS. Die nächste Generalversammlung des VSS wird am 13./14. Februar 1960 in Zürich stattfinden. Wir werden uns dort bemühen, die noch bestehenden Meinungsverschiedenheiten möglichst zu überbrücken.

— Krise im VSS? Nein! —

Hans Jenny
Präsident des VSETH

Ph. Burckhardt
Präsident des KStR

Die Wohnbaukommission teilt mit:

Ende April werden, wie zu Beginn eines jeden Semesters, Hunderte von Studenten sich auf die Zimmersuche machen.

Die Wohnbaukommission wird wieder mit einer Werbeaktion diese Bemühungen unterstützen. Die eingehenden Adressen für freie Zimmer liegen bei der studentischen Zimmervermittlungsstelle, Dr. Faustgasse 9, auf:

Montag bis Freitag	08.00-12.00 Uhr
Freitag und Donnerstag	14.00-16.00 Uhr

Gleichzeitig möchten wir wissen, wieviele Zimmer gemeldet werden, um unserer Forderung nach mehr Zimmern weiteren Nachdruck zu verschaffen und bitten daher alle «obdachlosen» Studenten, sich in der Liste auf der Zimmervermittlungsstelle einzutragen.

Die provisorischen Studentenwohnungen sind das nächste Ziel, das wir erreichen wollen. Diese Pavillonbauten mit vorläufig ca. 100 Zimmern stellen einen Beitrag zur Linderung der Wohnungsnot dar und können uns praktische Erfahrungen für die spätere Studentensiedlung liefern. Die Verhandlungen für die Finanzierung sind eben im Gange.

Im Sommersemester werden wir in diesem Zusammenhange eine Arbeitsgemeinschaft durchführen, die vor allem organisatorische und soziologische Fragen behandeln wird. Wir laden alle Studenten ein, an diesen Diskussionen teilzunehmen. Nur die stete und rege Auseinandersetzung mit dieser Frage wird uns eine befriedigende Lösung der Wohnfrage für Studenten bringen.

WOKO

Moderne Autoren

Alfred Andersch
Ivo Andrić
Marcel Arland
David Beaty
Maria Dermout
Oliver La Farge
Ivar Lissner
Alberto Longoni
André Malraux

Thomas Mann
Charles Morgan
Vasco Pratolini
Saint-Loup
Saint-Amand
Wolfg. Eric Wiesner

Namen von Rang

Sansibar oder der letzte Grund Fr. 7.50
Die Brücke über die Drina Fr. 9.—
Das Gesetz der Ordnung Fr. 9.—
Nacht-Stop auf den Azoren Fr. 9.—
Die zehntausend Dinge Fr. 7.50
Indianische Romanze Fr. 6.50
So habt ihr gelebt Fr. 15.—
Chronik einer Basstrompete Fr. 9.50
Der Kampf mit dem Engel / Die Zeit der
Verachtung Fr. 8.—
Die Eroberer / Der Königsweg / Die Lockung
des Westens Fr. 9.—
Literarische Porträts Fr. 9.50
Der geheime Weg Fr. 7.50
Metello, der Maurer Fr. 8.50
Nacht über Feuerland Fr. 7.50
Sonne und Schatten über Haiti Fr. 8.—
Hauptmann Willibald Selberich Fr. 7.—



Diese und viele andere Bücher sind im Rahmen einer Gilden-Mitgliedschaft zu solchen Vorzugspreisen erhältlich bei:

Büchergilde Gutenberg Zürich

Stauffacherstrasse 1

Tel. (051) 25 68 47

Künstlergasse 15 ☎ 24 50 05

Montag bis 9-13 und 15-17 Uhr
Freitag von

**STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH**



**Papeterie und Antiquariat
ZENTRALSTELLE**

**Es soll junge
Studenten
geben!...**

die noch nie in der
Zentralstelle waren

Niit möööglich!

würde Grock sagen

Theater

Schauspielhaus

Willis Hall, Das Ende vom Lied

Wirklich nichts Kleines ist es, was uns dieses Stück zu sagen hat. In seiner ganzen Form und Haltung reines Theater, enthält es doch vieles, was mit der Tradition nicht vereinbar ist. In der Themastellung wie in der Auflösung geht der Autor Wege, die ihm die heutige Zeit mit ihren Möglichkeiten vorzeichnet. Das Bühnenbild und die Darstellung tragen den Naturalismus bis an die äusserste Grenze vor, die dem Theater noch erlaubt ist, will es nicht zur Karikatur seiner selbst werden. Eben dieses Wissen aber um die Grenzen, die durch einen Rahmen wie Theater gegeben, macht den Meister aus.

Willis Hall verzichtet darauf, sein Publikum durch zeitweilige Verwirrung oder durch rein technische Kunstgriffe in Spannung zu halten. Wie er trotzdem ein Mitgehen des Betrachters erzwingt, ist nicht zuletzt sein Geheimnis. Das ganze Spiel wirkt ergreifend nah in seiner Aktualität. Die einzelnen Figuren sind, wie sie sein sollen, die verschiedenen britanischen Typen, wie wir sie von überall her kennen, mit all ihren Stammesgegensätzen. Manchmal wirken sie in ihrer kühnen Zusammenstellung fast allzu konsequent, nie aber entsteht eine skurrile Figur daraus. Die vielen vom britischen und militärischen Leben her genugsam bekannten Neckereien werden oft bis zur Grenze des Erträglichen ausgebeutet. Jedoch auch hier macht der Autor halt vor der letzten Grenze, bei deren Überschreitung das Ganze zur Farce würde.

Der klassische Unteroffizier, der seine nur markierte Sicherheit allsogleich verliert, wenn eine menschliche Entscheidung an ihn herantritt; er kommt uns ebenso nah in seinen Problemen wie der Schotte, der, stolz auf sein Nachdenken, sich durch Kleinigkeiten wie ein Zigarettenetui, made in England, hin und her reissen lässt. Erstaunlich, wie gerade der Eine, von dem am offensten auf der Hand zu liegen schien, dass er falsch spiele, am Schluss die Menschlichkeit nicht preisgibt. Angst ist der stärkste Beweggrund, und Mut, sie zu erkennen, anzuerkennen und zu überwinden. Wie die Ausführenden ihren Rollen gerecht wurden, dürfen wir an dem Eindruck ermessen, den ihr Spiel im Verein mit dem Gewicht des Stückes selbst in uns hinterliess. Niemand wird leugnen können, dass es ihn mitriss. Es erscheint mir als die vornehmste Aufgabe des Schauspielers,

Nichts als Vorteile

Spezialisierung verbilligt: Konkurrenzlos tiefe Preise für tadellos aussehende Arbeiten.

Spezialisierung erhöht die Qualität. Erstklassige Arbeitskräfte sind auf Dissertationen eingespielt und liefern deshalb überdurchschnittliche Arbeit.

Spezialisierung verkürzt die Lieferfristen: Ein mittlerer Betrieb, der keine Zeitungen und Zeitschriften, sondern nur Dissertationen herstellt, kann weitgehend auf Ihre Terminwünsche Rücksicht nehmen.

Keine Mühe mit den Korrekturen: Soweit es irgendwie geht, werden die Korrekturarbeiten von der Druckerei übernommen. Sie erhalten nur einmal tadellos korrigierte Korrekturabzüge, müssen also nicht mehrfach Korrekturen lesen.

Auch schlechtgeschriebene, schlechtdargestellte oder sonstwie normalerweise nicht druckfertige Manuskripte können dank der Spezialisierung auf Dissertationen und grosser Erfahrung von uns in den meisten Fällen ohne weiteres übernommen werden. Es ist deshalb nicht notwendig, dass Sie Ihr Manuskript vor der Drucklegung nochmals abschreiben oder formell überarbeiten. Kürzungen sind meistens äusserst zeitraubend und zu unseren billigen Preisen für Sie deshalb sehr unrentabel.

Clichés zu billigsten Preisen: Sparen Sie also nicht mit Abbildungen.

Verlag P. G. Keller Winterthur

Büro in Zürich-Witikon: Im Brächli 15

Tel. 34 96 66

auf eine Gesamtleistung hinzuarbeiten. Besonders in diesem Stück hätte sich Anlass genug geboten, einzelne Figuren ins Grotteske hinein auszuspielen. Es wurde vermieden und dafür nicht zuletzt gebührt dem Ensemble unser Dank. Es wurde sehr gut abgewogen zwischen Einzel- und Gesamtaufgabe. Besonders ergreifend war die wortlose Rolle des japanischen Gastes.

Erschütternd wird dem Betrachter die ganze, ungeheure Unsicherheit des Menschen klar, die, mag sie noch so gut verborgen sein unter der raffiniertesten Maske, zutage tritt, wenn etwas Neues, nicht Bekanntes an uns kommt. F

Cabaret

Geradezu unwahrscheinlich, geradezu . . .

war das Ereignis im grossen Hörsaal am letzten Donnerstag. Hans Dieter Hüsck stellte sich auf höchster Ebene vor. Für die, die es nicht fassen können: im Poly war ein Cabaret. Ein Ein-Mann-Cabaret, ein unwahrscheinliches geradezu, zauberhaftes, bezauberndes! Das ist aufrichtig gemeint, wir reden ja nicht über Bela Bartok!

Der Mann mit dem Klavier parodierte, rezitierte und chansonierte mit solch einer Fülle von Geist und Spritzigkeit, dass die Hirne im Saale gleichsam zu knistern begannen. Sprühender Geist und Witz zeichneten die Chansons und Parodien aus. Durch das ganze Programm aber spannen sich zwei Fäden; ein schwarzer und ein rosaner, die beissen sich nämlich nicht. Sie verwoben das Leichte mit dem Besinnlichen und Ernstesten. Das rechtfertigte auch den Gedanken an ein Cabaret im sonst so würdevollen Poly, ja, es ruft nach Fortsetzung.

Kurz gesagt es war ein Bombenerfolg. Die Studenten waren so brav (nichts ging in Brüche), lauschten und gingen mit. Was je kaum einer fertigbrachte, dem Mann mit dem Klavier gelang es, vierhundert junge Leute zu fesseln. Nur mit den Herren Professoren wollte es nicht recht gelingen — sie fehlten nämlich vollzählig. Schadel

Wer also Frieda auf Erden, die Geschichte vom kleinen Planeten, den Vesuv von Milo noch nicht kennt, und wer noch nicht gewusst hat, was das Tier für ein besonderer Gewohnheitsmensch ist, der bereue es und hole das Versäumte schleunigst nach. Martin Unsereiner



Vor und nach dem Kolleg
eine Erfrischung im

„Studio“

Zürich beim Pfauen



Chronometrie
BEYER

BAHNHOFSTRASSE 31 • ZÜRICH



Otto Fischer AG.
Zürich 5

**Fabrikation und Engroshaus elektro-
technischer Bedarfsartikel**

Lieferung nur an konzessionierte Firmen

Das
Buch
gehört
in
Deine
Welt

Kunsthhaus

Im März und anfangs April wird eine Ausstellung aus dem Bereich der Schweizer Malereien stattfinden.

Chinesische Malerei

Von Mitte April bis Ende Mai wird eine Ausstellung ausgewählter Werke chinesischer Malereien zu sehen sein. Die gezeigten Werke stammen aus den besten Museen und Privatsammlungen der Vereinigten Staaten und Europas und geben einen Überblick über diese subtile Kunst von den Anfängen bis ins 18. Jahrhundert. Sie wurden von ersten Kennern und Fachleuten ausgewählt, so dass — angesichts der heiklen Echtheitsfragen auf diesem Gebiet — die möglichste Gewähr für die Richtigkeit geboten ist. Die Ausstellung wurde in den letzten Wochen bereits in München mit grossem Erfolg gezeigt und wird in Zürich aufgelöst, da die Leihgeber ihre kostbaren Werke nicht zuvielen Ortswechselln aussetzen wollen.

Wir machen unsere Leser noch auf die Ausstellung «Kunst aus Indien» aufmerksam, welche bei der Presse und dem Publikum eine sehr günstige Aufnahme gefunden hat, und geben noch einmal die Öffnungszeiten bekannt:

Dienstag bis Sonntag durchgehend	10.00-17.00 Uhr
Dienstag bis Freitag auch	20.00-22.00 Uhr
Montag nur	14.00-17.00 Uhr

Die Ausstellung wird bis und mit 28. Februar 1960 dauern. Eintrittspreis für Studenten mit Legi Fr. 1.—.

SAB

Ferienöffnungszeiten

Studentenheim	12.00-14.00 Uhr
Clausiusstrasse 35	14.00-17.00 Uhr.

An unsere Abonnenten.

Zufolge Umfangvergrößerung gelten ab Nr. 1 des Jahrganges 1960/61 folgende Preise: Jahresabonnement Fr. 7.50, Einzelnummer Fr. 1.—, Sondernummer Fr. 1.50. Wir bitten um Verständnis.

Eine Runde voraus

ist der **Juris-Verlag**. Alle Dissertationen — ob Buchdruck, ob Fotodruck — werden im eigenen Betrieb gedruckt. Der Umweg über den **auftragsvermittelnden** Verleger fällt weg. Die Lieferzeiten sind **kurz**, die Termine werden **pünktlich** eingehalten, die Preise sind sehr **günstig**. Papier, Farbe, überhaupt alle Hilfsstoffe, werden ausschliesslich in der **Schweiz** eingekauft. Die Arbeitslöhne kommen der **schweizerischen** Wirtschaft zugut.

Sie **sehen** den Betrieb, in welchem Ihre Arbeit gedruckt wird. Besondere Schwierigkeiten können Sie mit dem Setzer **direkt** besprechen. Sie können sogar diktieren. Dass alle Abzüge von uns korrigiert werden, ist selbstverständlich.

Gerne erwarten wir Ihren Besuch in unserem zentral gelegenen Büro, zwei Minuten vom Paradeplatz.

Dr. H. Christen
Juris-Verlag

Zürich 1, Basteiplatz 5/Talstrasse, Tel. (051) 27 77 27

Lichtpausen
Plandruck
Photodruck
Dissertationen

Ed. Truninger

Uraniastrasse 9

Zürich 1

Tel. 051/23 16 40

Zürich
Institut Minerva

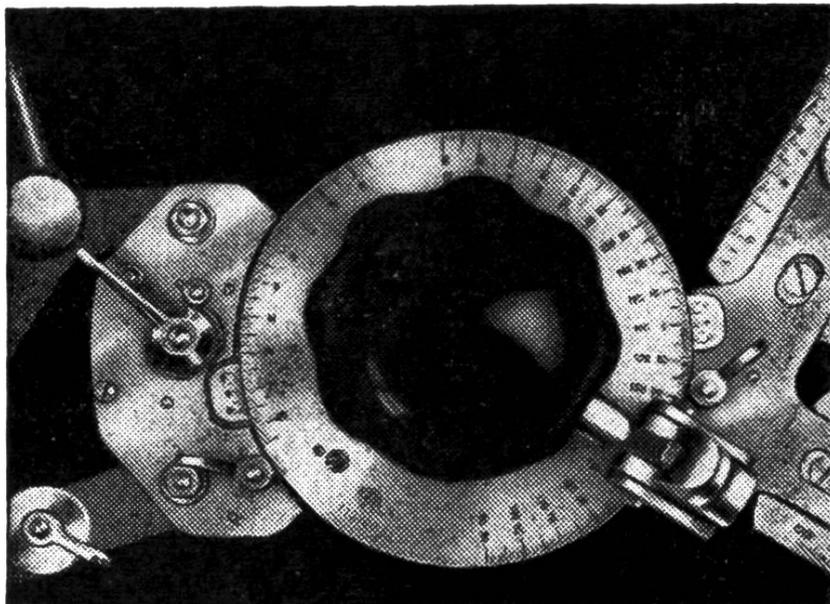
Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propä-
deutikum für Mediziner

Beginn: anfangs Februar und
anfangs August

Maturität Handelsschule
ETH Arztgehilfenschule

Coiffeur E. Hotz
Zürich 1 Rindermarkt 19

Für Studenten
Haarschneiden
Ermässigung
ausgenommen am Samstag



Kuhlmann- Zeichenanlagen

haben sich dank
ihrer Überlegen-
heit in Konstruk-
tion u. Präzision
seit 40 Jahren
bewährt.

Kuhlmann-Zeichenkopf mit Basisverstellung

Nur der **Kuhlmann-Zeichenkopf** ermöglicht:

- jeden Winkel im Vollkreis ohne Umrechnung und im Bereich der rechten Hand zu zeichnen;
- dank der Basisverstellung mit Rastung von 15° zu 15° ohne Suchen die Null-Lage wiederzufinden.

Prospekte und Beratung durch

Gebrüder Scholl AG, Zürich

Poststrasse 3/Paradeplatz, Telefon 23 76 80

Kommilitoninnen! Kommilitonen!

Die Inserenten
Eurer Zeitschrift verdienen
Euer besonderes Vertrauen!

Chemie
Vorbereitung auf
Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni
Untere Zäune 21 Zürich 1
Tel. 34 50 77



Ecke Tannen-
Clausiusstrasse 2

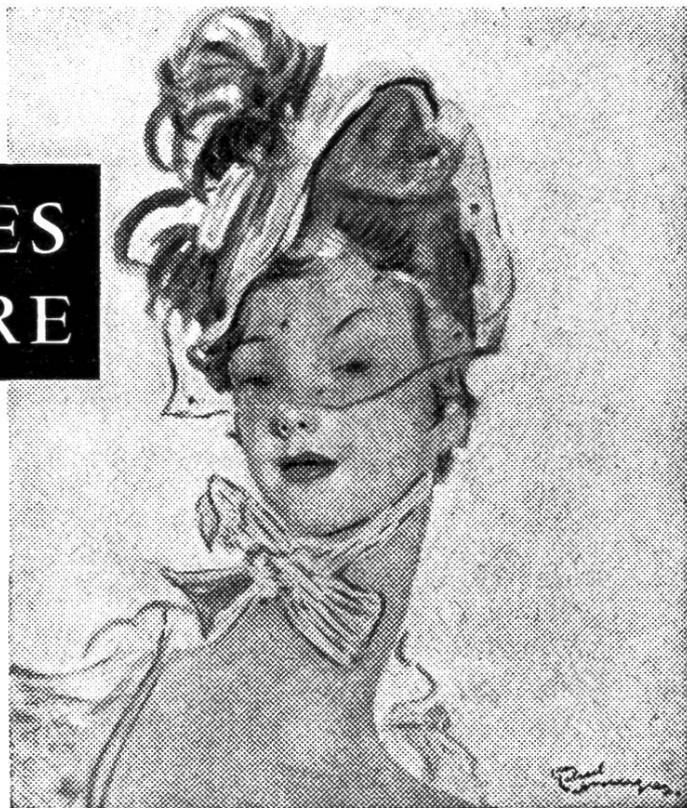
Das Fachgeschäft
für

**Zeichen- und
Schreibutensilien**

**Prompte
Besorgung von
Füllhalter-
Reparaturen**

**PARISIENNES
SUPERFILTRE**

Die mildeste
Zigarette
des Jahres



Apotheke Oberstrass Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak, Universitätstr. 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker



Calcium-Carbid

Metall-Legierungen: Ferrosilicium. Ferrosilicium-Aluminium (Alsimin). Ferrosilicium-Mangan.

Silicium-Metall (Reinsilicium)

Silicium-Carbid für schleif- und feuerfeste Zwecke sowie «Lonsicar» als Betonhartstoff. **Graphit.**

Stickstoff- und Komplex-Dünger: Kalksalpeter, Ammonsalpeter, Ammonsulfat, Kalkstickstoff, Nitrophosphat, Nitrophosphatkali, Voldünger, Composto Lonza.

Kunststoffe: Polyvinylchlorid, Polyvinylacetat, Mischpolymerisate, Polyvinylalkohol.

Weitere chemische Produkte:

Acetaldehyd

Acetessignanilid

Acetessigäthylester

Acetessigmethylester

Aethylacetat

Ammoniak

Ammonnitrat

Anilin

Butylalkohol

Crotonaldehyd

Dicyandiamid

Essigsäure

Essigsäureanhydrid

Formaldehyd

Harnstoff

Methylacetat

Methylalkohol

Natriumacetat

Natriumnitrat

Natriumnitrit

Nitriersäure

Nitrobenzol

Paraldehyd

Salpetersäure

Speziallösungsmittel

Vinylacetat monome

LONZA ELEKTRIZITÄTWERKE UND CHEMISCHE FABRIKEN A.G. BASEL



**Das Schweizer
Präzisions-Fabrikat**

SRO

für den gesamten

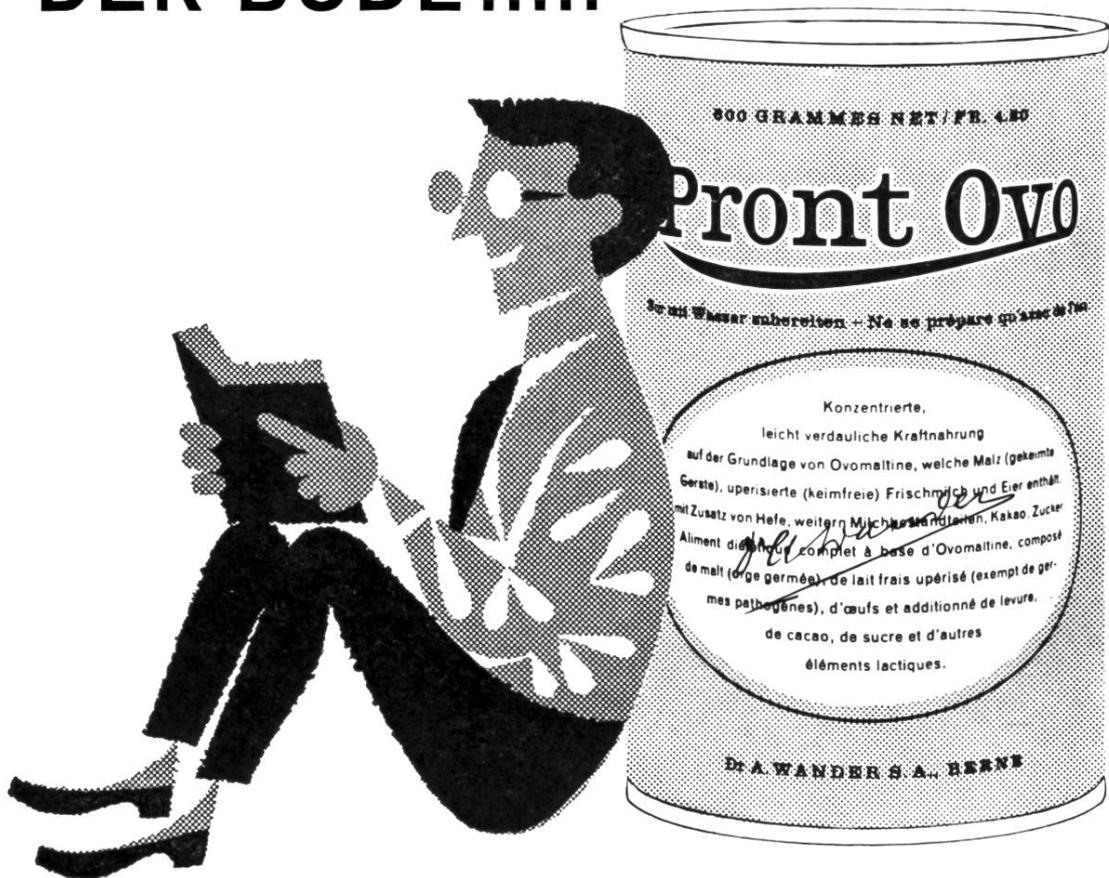
**Fahrzeug- und
Maschinenbau**

**SRO KUGELLAGER
VERKAUFSBÜRO ZÜRICH**

der Kugellagerwerke J. Schmid-Roost AG

**Nüschererstrasse 31
Tel. (051) 25 89 66**

AUF DER BUDE.....



rasch eine stärkende Erfrischung zuzubereiten, ist heute kein Problem mehr:

PRONT OVO

+ WASSER (kalt oder warm)

ergibt in wenigen Sekunden ein bekömmliches Getränk, sei es zum Frühstück, beim „Schanzen“ oder als beruhigender Schlummertrunk.

Dr. A. Wander A.G. Bern